Die Christliche Welt

Protestantische Halbmonatsschrift

BEGRÜNDET VON MARTIN RADE / HERAUSGEG. VON HERMANN MULERT

22. August 1936 — Unser 50. Jahrgang — Nummer 16

INHALT

Du mir nahe, ich dir fern ..... Hermann Mulert
Gegen alle Unduldsamkeit (Georg Herwegh) .....
Eine deutsche Prinzessin, Großfürstin und Märtyrerin Gerhard Heine
Der Historiker des innerösterreichischen Protestantismus Karl Völker
„Entbürgerlichung des Protestantismus"? (Adolph) . . Paul Gastrow
Ein Religionskongreß für Frieden und internationale Freundschaft ..... Adolf Keller
Ordinierte und Laien in der Kirche (Nuelsen) ..... Martin Rade
Der versöhnte Heiland ..... Emma Müllenhoff
Die evangelische Kirche während der Olympia-Festwochen ..... Hans Schlemmer
Ein österreichischer Heimatroman (Herzog) . . . Johannes Heinzelmann
Vorchristliche Texte des griechischen Alten Testaments . Peter Katz
Der Vatikan und Ostasien .....

Blick in die Welt

Bücher und Schriften – Chronik – Verschiedenes – Versammlungskalender – Anzeigen

LEOPOLD KLOTZ VERLAG / GOTHA

Postverlagsort Leipzig

gegründet 1886, wird herausgegeben von Professor D. Hermann Mulert. Sie erscheint halbmonatlich und kostet RM 4.50 im Vierteljahr.

Schriftleitung: Leipzig-Markkleeberg 1, Hindenburgstr. 34.

Verlag: Leopold Klotz, Gotha. Auslieferung Leipzig, Frommannstraße 2a.

Bezug der „Christlichen Welt" kann durch alle Postämter, Buchhandlungen oder unmittelbar durch den Verlag erfolgen. Bei Zustellung als Drucksache kostet sie vierteljährlich RM 4.50 zuzüglich Porto; Einzelheft 80 Pfennig.

Postscheck: Erfurt 4754, Zürich VIII, 12267.

Reklamationen richten die Postbezieher zuerst an das zu ständige Bestellpostamt, dann erst an den Verlag.

Anschriftsänderung möglichst vor Wohnungswechsel an d Post, Buchhandlung oder den Verlag weitergeben. – I Falle einer Behinderung des Erscheinens durch höhere G walt haftet der Verlag nicht!

Einsendungen von Manuskripten und Rezensionsexempl ren an die Schriftleitung in Leipzig-Markkleeberg. Manu skripte ohne Rückporto werden nicht zurückgesandt.

D. A. 2600 II. Vj. 36 – Verantwortlich für die Anzeigen (außer Verleger-, Stellenmarkt-, Wohnungs-, Gelegenheits- und Familienanzeigen) Dipl.-Kaufmann Erwin Müller, Berlin W 9, Potsdamer Straße 138.

Anzeigengebühr (nach Preisliste 3): die ganze Seite RM 120.— brutto. Seitenteile entsprechend.

Praktische Theologie!

Eine reiche Fülle
von Anregungen und Vorschlägen bietet

Albert Hosenthien

Gottesdienst und Volksdienst

Beiträge zu volksgemäßer Gestaltung kirchlicher Arbeit

240 Seiten. Preis 3.–, in Leinen 4.–RM

„Eine Fülle von wertvollstem Material ... der reiche Inhalt muß uns verpflichten .. einzigartig .... ein Fundgrube für den Pfarrer." Deutsches Pfarrerblatt

„Vermögen die Praxis stark zu befruchten mit ihren grundsätzlichen Gedanken und Anregungen, Entwürfen und ausgeführten Gestaltungsvorschlägen. Ein Zeugnis des Ringens, aus dem jeder lernen kann, der nichts übernimmt, sondern an der Hand dieses Gestalters sich anregen läßt." Pfarramts-Praxis

„Man findet hier Texte, auf die man von sich aus nicht so leicht gekommen wäre und die sich doch ganz trefflich eignen. Ein Handbuch, das gute Dienste leistet." Kirchl. Anz. für Württemberg

Leopold Klotz Verlag / Gotha

Wer übernimmt Subskription

auf Septuaginta auctoritate societatis litterarum Gottingensis editum? Ps. u. Macc. I zum halben Neupreis. Zuschriften unter **S. B. 16** an die Geschäftsstelle dieses Blattes.

Friedrichroda i. Thür.
450 m ü. M.
Waldhaus Karin-Sigrid
früher Haus der Christlichen Welt

Schreibersweg 6 **Leiterin: Frau Edith Behrendt**

Fernruf 270 15 behaglich eingerichtete Zimmer z. T. mit Glasveranda / Herrliche Lage direkt am Tannenwald / Garten / Liegewiese / Bad Gesellschaftsräume

Zimmer mit Frühstück von 2.25 RM an
Den Abonnenten der Christl. Welt wird – wie bisher – ein Nachlaß von 5% auf die Zimmermiete gewährt

Im Schwarzwaldkinderheim
TETENSHOF

werden Kinder zur Miterziehung der eigenen oder zur Erholung aufgenommen

Fröhliches Familienleben durch lebendiges Christentum. Eigene Landwirtschaft, Wald, Wasser, Luft- und Sonnenbäder. Schulbesuch der Volksschule im Ort, ab Sexta im Landschulheim Hinterzarten möglich. **Pension monatlich RM 90.–**

Auskunft: **Tetens / Kirchzarten / Freiburg i. B.**

Gelebter Glaube

Erwägungen um die biblische Botschaft von **Georg Schulz**
Kaschurband 1.50 RM

Es geht nicht mehr um „theologische Existenz heute" und nicht mehr um „kirchliche Existenz heute", sondern um „christliche Existenz heute", d. h. gelebten Glauben. Schulz wehrt ebenso die Gefahr ab, daß die biblische Botschaft zu subjektiven Erlebnissen verflüchtigt wird, wie daß die gute Botschaft in doktrinärer Weise zum neuen Gesetz gemacht wird. Das „Gott sprach" und das „Gott spricht", also das Verhältnis von Schriftwort und Heiligem Geist, beschäftigt ihn stark und wird von ihm in einleuchtender Weise klar gestellt. Dtsch. Pfarrerblatt

A. Wallmann Verlag in Leipzig C 1

Die Christliche Welt

Protestantische Halbmonatsschrift

BEGRÜNDET VON MARTIN RADE / HERAUSGEG. VON HERMANN MULERT

Nummer 16 | Gotha, 22. August 1936 | 50. Jahrgang

Inhalt: Du mir nahe, ich dir fern [Sp. 721] — Gegen alle Unduldsamkeit [Sp. 723] — Eine deutsche Prinzessin, Großfürstin und Märtyrerin [Sp. 723] — Der Historiker des innerösterreichischen Protestantismus [Sp. 725] — „Entbürgerlichung des Protestantismus"? [Sp. 728] — Ein Religionskongreß für Frieden und internationale Freundschaft [Sp. 732] — Ordinierte und Laien in der Kirche [Sp. 737] — Der versöhnte Heiland [Sp. 743] — Die evangelische Kirche während der Olympia-Festwochen [Sp. 748] — Ein österreichischer Heimatroman [Sp. 752] — Vorchristliche Texte des griechischen Alten Testaments [Sp. 753] — Der Vatikan und Ostasien [Sp. 754] — Blick in die Welt [Sp. 756] — Bücher und Schriften [Sp. 759] — Chronik [Sp. 764] — Verschiedenes [Sp. 767] — Versammlungskalender [Sp. 768] — Anzeigen

Du mir nahe, ich dir fern

Christus wünscht in seinen Abschiedsreden bei Johannes, daß seine Jünger alle eins seien. Als Kennzeichen echter Jünger Jesu gilt ihre Liebe zueinander. Die älteste Christengemeinde ist wirklich in Liebe eng verbunden gewesen.

Später hat die Christenheit sich gespalten. Und oft haben von den so entstandenen Gruppen die einen mit Feuer und Schwert die andern verfolgt, ohne zu bedenken, welcher Hohn das auf den Anspruch des Christentums war, die Religion der echten Liebe zu sein.

Daß in der Kirche verschiedener Brauch aufkam, war selbstverständlich, wenn das Christentum sich in verschiedenem Klima, bei verschiedenen Völkern und Rassen verbreitete. Auch daß über allerlei mit dem Glauben zusammenhängende Dinge verschiedene Ansichten in der Christenheit bestehen, wurde selbstverständlich, seit Tausende und Millionen zu ihr gehören. Ebenso, daß bei der Bewährung des Christentums im Leben sich unzählige Grade ernsterer und unvollkommenerer Nachfolge Jesu zeigen. Das war schon bei den Jüngern Jesu so, als sie mit ihm lebten, und liegt einfach an der Verschiedenheit der Menschen. Aber mußte Verschiedenheit, durfte Verschiedenheit aufkommen auch in den Gedanken des Glaubens selbst? Sie ist da; die Kirchen- und Dogmengeschichte ist voll von Lehrstreitigkeiten.

Eine gewisse Mannigfaltigkeit des kirchlichen Brauchs duldet auch die katholische Kirche (z. B. bei ihren Orden), ebenso eine Mannigfaltigkeit religiöser Privatmeinungen außerhalb des von ihr im Dogma Festgelegten. Wenn die lutherische Reformation erklärte, zur Einheit der Kirche sei Gleichförmigkeit der Zeremonien nicht nötig, es genüge Übereinstimmung in der Lehre des Evangeliums, so wollte sie den Raum der Freiheit erweitern. Im neueren Protestantismus herrscht eine noch viel größere Mannigfaltigkeit der Glaubensgedanken und der theologischen Ansichten als im älteren. Was freilich Viele bedauern und bekämpfen.

Die Streitfrage ist angedeutet in dem Ausdruck der Reformatoren, Übereinstimmung solle sein in der Lehre des Evangeliums, der doctrina evangelii. Man kann das Evangelium als eine Botschaft über Gott, Mensch, Schuld, Vergebung, neues Leben so schlicht in wenigen Worten Jesu dartun, daß der Ausdruck „Lehre" darauf kaum paßt, weil wir bei Lehre an Verwickelteres zu denken pflegen. Und wer solches Evangelium ablehnte, würde auch nicht Christ heißen wollen. Aber aus dem Evangelium gefolgert worden, mit ihm verbunden worden ist eine schon früh ausgestaltete, im Lauf der Zeit recht umfänglich gewordene Lehre von Jesu Verhältnis zu Gott, von ihm als dem Christus, dem Messias, dem göttlichen Logos, vom Verhältnis seiner göttlichen Würde und seines göttlichen Wesens zu seiner menschlichen Natur, von der Heilsbedeutung seines Todes, der Heilsnotwendigkeit der Kirche und kirchlicher Handlungen usw. Viele nennen das alles noch „Lehre des Evangeliums", meinen, es gehöre notwendig dazu; andre denken, hier habe die Doktrin das Evangelium überwuchert und bisweilen erstickt; der Glaube scheine, weil man ihn lehrhaft darlegen wollte, fast in ein (vermeintliches) Wissen verwandelt zu sein.

Die Unterschiede, die zwischen den Christen hier bestehen, und die im Tun des Willens Gottes werden nun aber von Vielen so verschieden wichtig genommen, daß zwei Christen darüber, ob man einander nahe oder fern stehe, überraschend verschieden urteilen können. Mir kommt es auf das Evangelium an, darauf, die Botschaft, die im Herzen Vertrauen weckt, zu befreien aus dem Gestrüpp verwickelter Lehren, die den Glauben sichern sollten, aber ihn seinem Wesen entfremden; aber in erster Linie muß ich die Mitchristen danach beurteilen, wie ernst und treu sie Gottes Willen tun, Jesus nachfolgen. So empfinde ich solche, die das tun, die, wo sie können, Not mildern, gegen Unrecht und Lüge ankämpfen, als Vorbilder und als Brüder und freue mich, wenn ich sagen darf: Wir stehen einander nahe. Unter diesen Christen aber sind solche, denen es vielmehr darauf ankommt, um das Evangelium herum ein festes dogmatisches Haus zu bauen, die

Geltung kirchlicher Lehre neu zu sichern. Kann ich ihnen hier nicht folgen, so bleiben sie mir doch vorbildlich in dem, was mir als das Wesentliche ihres Christentums erscheint. Sie selbst aber urteilen über Andere vielmehr danach, ob diese mit ihnen dogmatisch übereinstimmen, und so empfinden sie mich und Andere als ihnen fernstehend, erkennen etwa unsern guten Willen an, erweisen uns persönlich Freundlichkeit, bestreiten uns aber im Grunde das Heimatrecht in unsrer Kirche, mindestens das Recht, Leiter christlicher Gemeinden zu sein. Sie sind mir Brüder und Schwestern, ich bin es ihnen nach ihrem Empfinden nicht, und wir müssen einander bekämpfen, weil wir gegenseitig unsre Meinungen für einen das Christentum schädigenden Irrtum halten.

Solches Schicksal muß ertragen werden. Es ist in der evangelischen Kirche nicht erst seit heute da. Und die darunter leiden, daß ihnen keine Bruderhand entgegengestreckt wird, sollen sich zuerst fragen: „Haben wir genug praktisches Christentum bewiesen, um die Andern zu dem Zugeständnis zu nötigen: in jedem Falle tut ihr den Willen des Vaters im Himmel?" Bleibt aber auf jener Seite harte Abweisung, dann mag man sich damit trösten: Das Urteil über die Zugehörigkeit von Kindern zum Vaterhaus steht schließlich nicht Geschwistern zu, sondern das hat der Vater sich vorbehalten.

M

Gegen alle Unduldsamkeit

Die Gedichte Herweghs († 1875) sind heute fast vergessen. Die meisten sind politischen Inhalts; zu den wenigen weltanschaulichen gehört das folgende Sonett, das sich ebenso gegen hochmütig-kalten Rationalismus wie gegen religiöse Intoleranz wendet.

Ich zähle gerne mit bei guten Christen
und streite ritterlich und ohne Wanken
wenn sie uns wollen das Gemüt abdanken
die unausstehlich pfiffigen Sophisten.

Doch haß' ich das Gemüt der Pietisten,
das, frech getreten aus des Anstands Schranken,
uns möcht' die reinsten himmlischen Gedanken
mit seinen Nebelworten überlisten.

Auch mir hat sich das Aug' schon oft genetzt,
sah ich das Herz mißhandelt und zerschlagen
und von den Rüden des Verstandes gehetzt.

Es darf das Herz wohl auch ein Wörtchen sagen;
doch ward es weislich in die Brust gesetzt,
daß man's so hoch nicht wie den Kopf soll tragen.

Georg Herwegh

Eine deutsche Prinzessin, Großfürstin und Märtyrerin

Ergreifend und erschütternd ist das Bild der Prinzessin Elisabet von Hessen-Darmstadt, der Frau des Großfürsten Sergius von Rußland, wie es Samuel Hoare in den Erinnerungen an seinen Aufenthalt in Rußland während des Weltkrieges schildert. Er nennt sein Buch in Anknüpfung an Offenb. Joh. VI. 7, 8 „Das 4. Siegel"[1]. In einem Treiben von Schwäche und Roheit leuchtet die Gestalt Elisabets so, daß sich das Wort „Heilige" und „Märtyrerin" auch auf protestantische Lippen drängt.

Ihr Elternhaus ist nicht nur ein fürstliches Haus, es ist mehr: es ist ein deutsches Heim, in dem Frömmigkeit und Liebe, Kultur und Bildung wohnen. Von hier zieht die schöne Prinzessin aus, um in einer Liebesheirat mit Sergius, einem Sohn Alexanders II. und Gouverneur von Moskau, das Glück ihres Lebens zu finden.

Die Erwartung erfüllt sich. Ihr Gatte ist begabt, gebildet und streng religiös. Oft spricht er ihr von der Verpflichtung eines echten Christen, sein Leben so zu ordnen, daß er in Frieden mit Gott und den Menschen sterben könne. Sergius ist politisch ultrakonservativ und absolutistisch. Als die russische Politik 1905 eine liberalisierende Wendung macht, nimmt er seinen Abschied. Schon sind die Kisten zum Umzug gepackt, da trifft ihn die Bombe eines Terroristen.

Der Attentäter ist ein Enthusiast und ein Gottesgläubiger. Die Großfürstin gedenkt der Worte, die der geliebte Tote vom Sterben gesprochen hat. Zerrissenen Herzens besucht sie den Mörder im Gefängnis, da sie die Verpflichtung fühlt, ihn zur Reue zu bringen. Von Seele zu Seele ringt sie mit ihm und hinterläßt ihm ihre Bibel.

Was sie ihr Lebensglück nannte, ist zertrümmert. Sie verschenkt Schmuck und Paläste und gründet ein Nonnenkloster, in dem sich Schwestern aus allen Ständen zusammenfinden. Sie nennt es „Martha-und-Maria-Kloster". Zum Geist des Gebetes, der Versenkung, des Fastens tritt der Geist der Liebestätigkeit in Kranken- und Armenpflege. Ihr Hospital gilt bei den Ärzten als das beste, sie selbst als eine der geschicktesten und mitfühlendsten Pflegerinnen. Nach arbeitsreichen Tagen verbringt sie Nächte in Versenkung in die christlichen Glaubenswahrheiten. Ihr Bett ist ein Holzbrett ohne Matratze. Sie gründet ein Heim für unheilbar Lungenkranke aus der Schar der Ärmsten und besucht selbst regelmäßig die sterbenden Patienten. Ihr Vorbild weckt das soziale Gewissen Moskaus.

Im Kriege dehnt sich die Arbeit der Schwesternschaft aus, auf weitere Arbeitsgebiete und in andere Städte. Elisabet ist organisatorisch hoch begabt und in der Arbeit Tag und Nacht tätig. Ihre Arbeit wird 1915 durch die blinde Wut des Pöbels gefährdet, der das Kloster als deutschfreundlich niederbrennen will. Mit der Revolution 1917 bricht neue Brutalität gegen sie los. Sie habe Waffen versteckt. Ihre beherrschte Persönlichkeit besiegt die brüllende Wut. Als die provisorische Regierung sie zu ihrer Sicherheit in den Kreml bringen will, weigert sie sich: „Wenn es schwierig für Sie ist, mich zu schützen, dann versuchen Sie es doch bitte erst gar nicht."

Die Bolschewistenherrschaft folgt. Elisabet schreibt an eine Freundin: „Denke an ein schweres Unwetter; es liegt Erhabenheit darin, und auch Schreckliches; manche fürchten sich, ein schützendes Dach aufzusuchen, manche werden darin getötet, und manche haben ihre Augen für die Größe Gottes geöffnet; ist es nicht ein echtes Bild der jetzigen Zeit?

Wir arbeiten, wir beten, wir hoffen, und jeden Tag fühlen wir mehr vom göttlichen Erbarmen."

Kaum verklingen Osterjubel und Glockengeläut, so erscheinen die Bolschewisten im Kloster. Sie wird fortgeführt, in langer Fahrt nach Jekaterinburg gebracht und eingekerkert, dann nach Perm transportiert und hier mit einer treuen Schwester und kaiserlichen Prinzen unter Umständen gefangengehalten, die von Woche zu Woche schrecklicher werden.

Am 17. Juli wird ihre Schwester, die Zarin, mit ihrer Familie in Jekaterinburg ermordet. In der Nacht zum 18. sieht ein Bauer in der Umgebung von Perm die Großfürstin Elisabet inmitten einer Bande von bolschewistischen Mordgesellen. Sie verbinden ihr die Augen und werfen sie noch lebend in einen der Eisenerzschächte. Der Bauer hört deutlich ihre letzten Worte: „Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun."

Die Prinzen und Schwester Barbara werden nach ihr hineingeworfen, und dann eine Ladung Handgranaten, worauf eine ohrenbetäubende Explosion erfolgt. Ein ergebener Mensch birgt die Überreste. Der Sarg gelangt nach Peking und von da nach Jerusalem, wo er in der russischen Kirche auf dem Ölberg nahe Gethsemane ruht.

Dessau. Gerhard Heine

---

[1] Berlin-Leipzig, Nibelungen-Verlag. 359 S. 8.50 M.

Der Historiker des innerösterreichischen Protestantismus

Am 1. September wird Johann Loserth neunzig Jahre alt. Der deutsche Gesamtprotestantismus hat allen Grund, des Forschers und seines Lebenswerkes an diesem Tage besonders zu gedenken, wiewohl der Nestor der österreichischen Geschichtsforschung selbst der römisch-katholischen Kirche angehört. Ihm verdankt nämlich die Kirchengeschichtschreibung die Wiederentdeckung des im Laufe der Zeit so gut wie in Vergessenheit geratenen Luthertums in Innerösterreich. Durch ihn hat unsere Zeit eigentlich erst wieder erfahren, daß im 16. Jahrhundert in Steiermark, Kärnten, Krain und dem Küstenland evangelische Adelige, Bürger und Bauern um ihren lutherischen Glauben zäh gerungen haben, bis die Gegenreformation dem Protestantismus dieser Gebiete jäh den Lebensnerv durchschnitt. Von hier aus ergeben sich selbstverständlich Rückschlüsse auf die Gestaltung der evangelischen Bewegung im übrigen Österreich. Neben Georg Loesche, der das österreichische Gesamtgebiet ins Auge faßte, gilt demnach Loserth als einer der Bahnbrecher in der Erforschung der evangelischen Vergangenheit der habsburgischen Erblande.

Nicht aus konfessionellen Beweggründen, auch nicht aus irgendeiner kirchenpolitischen Einstellung, sondern aus rein wissenschaftlichen Erwägungen ließ sich Loserth bestimmen, das Studium der Geschichte des Protestantismus in den innerösterreichischen Landen aufzunehmen. Nach der Übernahme des Lehrstuhles für Geschichte an der Grazer Universität, wohin er 1893 berufen wurde (bis dahin lehrte er an der Czernowitzer Franz-Josefs-Universität), erging an ihn die Aufforderung, die Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte Steiermarks unter Erzherzog Karl II. (1564 bis 1590) zu bearbeiten. Nach kurzer Zeit sah er ein, daß diese Arbeit ohne eine gründliche Kenntnis der Reformationsgeschichte des Landes undurchführbar sei. Was damals darüber bekannt war, reichte nicht im entferntesten aus, um ein einigermaßen zuverlässiges Urteil über die Zusammenhänge zu gewinnen. Von katholischer Seite wurde die evangelische Bewegung des 16. Jahrhunderts als eine belanglose Episode hingestellt, die, ohne beachtenswerte Spuren hinterlassen zu haben, das Land nur in Unruhe versetzt habe. Den Evangelischen fehlte eine sichere Kunde über die Geschehnisse, wie sie sich tatsächlich abgespielt haben. So mußte Loserth selbst die Voraussetzungen für die unvoreingenommene Erfassung des Tatbestandes schaffen. Er tat es, indem er sich in das ihm zugängliche archivalische Quellenmaterial vertiefte. Als Schüler Theodor v. Sickels im Wiener Institut für österreichische Geschichtsforschung brachte er gerade hierfür das nötige Rüstzeug mit. Im übrigen hatte er sich selbst bereits durch die Bearbeitung der Kremsmünsterer (1872) und der Königssaaler Geschichtsquellen (1875) als zuverlässiger Baumeister auf dem Gebiete der Quellenforschung bewährt.

Die Ergebnisse seiner vorläufigen Quellenstudien faßte Loserth in dem Werk „Reformation und Gegenreformation in den innerösterreichischen Ländern" (1898) zusammen. Dieses Buch ist ein Markstein in der Geschichtschreibung des österreichischen Protestantismus. Daraus wird nämlich deutlich, daß es sich bei der Reformation in den Alpenländern nicht etwa, wie gelegentlich behauptet wird, um bloße Verneinung des römischen Katholizismus gehandelt hat, von dessen Bindungen man freikommen wollte, sondern daß wir es hier mit einer Bewegung zu tun haben, die von ihrem religiösen Verständnis des evangelischen Christentums aus einen Neubau der bestehenden Verhältnisse versuchte. Loserth zeigt die evangelischen Stände Innerösterreichs an der Arbeit, wie sie ein von Graz aus geleitetes lutherisches Kirchen- und Schulwesen unter nicht geringen geldlichen Opfern aufbauten, um dadurch dem Lande die geistigen Errungenschaften der deutschen Reformation zugänglich zu machen. Es war ihnen dabei zugleich darum zu tun, für die neue Lehre Glaubens- und Gewissensfreiheit zu erzielen, um unter dieser Voraussetzung das Verhältnis zwischen Regierung und Untertanen im freiheitlichen Sinne neu zu regeln.

Für Loserths Arbeitsweise ist bezeichnend, daß er, von kleineren Untersuchungen abgesehen, die zusammenfassende Darstellung der innerösterreichischen Reformationsgeschichte an den Anfang seiner Veröffentlichungen über diesen Gegenstand stellte. Es wird daraus deutlich, daß der erste Einblick in das Aktenmaterial ihm genügte, um einen zuverlässigen Eindruck von dem Verlauf der gesamten Bewegung zu gewinnen. Die zahlreichen Einzelforschungen, die er nachfolgen ließ, verschoben nicht die Grundlagen des Werkes aus dem Jahre 1898, auch wenn Einzelzüge deutlicher hervortraten. Wir würden den Rahmen dieses Aufsatzes überschreiten, wollten wir die zahlreichen Veröffentlichungen, die Loserth in selbständig erschienenen Untersuchungen, in Zeitschriftenbeiträgen u. dgl. m. im Laufe der Zeit zustande brachte, auch nur annähernd hier anführen. Einige wenige Arbeiten aber seien genannt.

Loserths „Akten und Korrespondenzen zur Geschichte der Gegenreformation in Innerösterreich unter Karl II. (1578—1590) und Ferdinand II. (1590—1600)" (1898, 1907, 1908) sind eine Fundgrube für unsere Kenntnisse von den Vorgängen am Grazer Hof, den Vorkehrungen der evangelischen Stände und den Begebenheiten an den einzelnen Orten, eine Fundgrube, die noch lange nicht restlos ausgeschöpft ist. Wie viele seither erschienene Einzeluntersuchungen sind durch die Stoffülle, die Loserth hier ausbreitet, bestimmt worden! Die „archivalischen Studien in Wiener Archiven zur Geschichte der Steiermark" (1898) ergänzen die Grazer Archivalien. Der Adel stand im Vordergrund der evangelischen Bewegung. Loserths „Genealogische Studien zur Geschichte des steirischen Uradels" (1905), seine „Geschichte des steirischen Herren- und Grafenhauses Stubenberg" (1910) leuchten in diese Verhältnisse hinein. Der steirische Landschaftssekretär Matthes Amman v. Ammansegg vertrat standhaft die Belange der Evangelischen vor der Grazer Regierung, bis er durch Landesverweisung mundtot gemacht wurde. Seine Wirksamkeit bringt Loserth in einer Sonderstudie (1918) dem Verständnis näher. Die umfassende Abhandlung über „Die protestantischen Schulen der Steiermark im 16. Jahrhundert" (1916) schärft den Blick für die kulturellen Bestrebungen der lutherischen Stände. Eine wichtige Entdeckung, die den Verlauf der Gegenreformation in Innerösterreich in einem anderen Lichte erscheinen läßt als bisher, verdankte Loserth seinen Münchner Archivstudien. Wie er in seinen Schriften „Die Salzburger Provinzialsynode von 1549" (1898) und „Salzburg und Steiermark im 16. Jahrhundert" (1905) zeigt, wurden die Grundzüge der antiprotestantischen Maßnahmen bereits auf der Münchner Konferenz (13. und 14. Oktober 1579) zwischen dem Grazer, Münchner und Salzburger Hof festgelegt und nicht erst von Ferdinand II. ins Auge gefaßt, der diese Beschlüsse bloß ausführte.

Loserth liegt jede apologetische Tendenz vollständig fern. Er behandelt die innerösterreichische Reformationsgeschichte in erster Linie als einen bedeutsamen Abschnitt der politischen Geschichte des Landes. Die innerkirchlichen Fragen schaltet er absichtlich aus. Indem er aber als unparteiischer Historiker gerade sozusagen die

außerkirchliche Seite klarstellte, wird er unwillkürlich zum Verteidiger des innerösterreichischen Protestantismus. Den Evangelischen wurde vorgehalten, daß sie den Wortlaut des Bruder Libells, worin ihnen Karl II. Glaubens- und Gewissensfreiheit mündlich zusagte, gefälscht hätten, indem sie entgegen dem ursprünglichen Wortlaut der Erklärung auch die Bürger und Bauern in ihre Niederschrift der erzherzoglichen Kundmachung aufnahmen. Loserth weist nun schlagend nach, daß die Fälschung zuungunsten der Lutheraner vom Vizekanzler Wolfang Schrantz vorgenommen worden sei („Die steierische Religionspazifikation" (1896). Dem evangelischen Adel wurde in die Schuhe geschoben, er habe sich am Kirchengut vergriffen. Unser Historiker zeigt in der Studie „Das Kirchengut in Steiermark im 16. und 17. Jahrhundert" (1912), daß der geistliche Besitz durch die Not der Zeit Schaden genommen habe. Gegen den österreichischen Protestantismus wurde die Untreue seiner Bekenner gegen das Erzhaus mit Vorliebe ins Treffen geführt. Loserth verweist diese Behauptung in das Reich der Legende, indem er in der Untersuchung „Der Huldigungsstreit nach dem Tode Erzherzog Karls" (1898) die unbedingt loyale Haltung der evangelischen Stände gegenüber dem angestammten Herrscherhaus nachweist. In diesem Zusammenhang wird mit Vorliebe gegen die Evangelischen die Anschuldigung erhoben, sie hätten die Türkengefahr dazu mißbraucht, um auf den Landesherrn einen Druck zu ihren Gunsten auszuüben. In seinem letzten Buch „Inner-Österreich und die militärischen Maßnahmen gegen die Türken im 16. Jahrhundert" (1934) deckt Loserth die tatsächlich vorhandenen Zusammenhänge auf, hält aber daran fest, daß die Evangelischen im Hinblick auf die das Vaterland bedrohenden Gefahren mit dem Mindestmaß von Zugeständnissen sich abfinden ließen, wodurch sie sich jeglicher Sicherstellung ihres Kirchenwesens für die Zukunft begeben haben.

Es braucht nicht besonders hervorgehoben zu werden, daß Feststellungen dieser Art auf Grund objektiver Quellenforschung der Bewertung des österreichischen Gesamtprotestantismus zugute kommen.

Loserth hat die kirchenhistorische Forschung durch seine Untersuchungen über Wiklef, von dessen Schriften er eine kritische Ausgabe besorgte, und das Täufertum ebenfalls befruchtet. Sein in zwei Auflagen erschienenes Werk „Hus und Wiklef" (1884, 1925) klärt die Zusammenhänge zwischen der englischen und tschechischen Reformation. Sein Handbuch „Geschichte des späteren Mittelalters" (1903) wird in Fachkreisen geschätzt.

Es ist selbstverständlich nicht möglich, in einem kurzen Aufsatz wie dem vorliegenden ein so reiches Gelehrtenleben wie das Loserths nach allen Richtungen hin zu kennzeichnen. Auf einen Umstand sei aber noch hingewiesen. Loserth ist der älteste von den noch lebenden Schülern des erwähnten Meisters der historischen Forschung Theodor v. Sickel. Dieser aus Preußen stammende Pastorssohn übernahm 1869 an Stelle des Tiroler Benediktiners Albert Jäger die Leitung des Instituts für österreichische Geschichtsforschung und erlangte in dieser Stellung bald so hohes Ansehen, daß ihm die Gründung einer Tochterniederlassung des Wiener Instituts in Rom übertragen wurde. Zu Leo XIII. trat der ehemalige evangelische Theologe, der zeitweilig das Amt des Kuratorstellvertreters der lutherischen Gemeinde in Wien bekleidete, in freundliche Beziehungen, wie ihn auch Kaiser Franz Josef sehr hoch schätzte und oft auszeichnete. Als Mitglied der Zentraldirektion der Monumenta Germaniae historica diente Sickel, der ganz zum Österreicher geworden war, gesamtdeutschen Kulturinteressen. Sein Schüler Loserth wandelt in den gleichen Bahnen. Im Österreichertum fest verwurzelt, stellt er den reichen Ertrag seiner Gelehrtenarbeit bewußt in den Rahmen der gesamtdeutschen Forschung. Aus dieser Erwägung heraus förderte er auch die Bestrebungen der „Gesellschaft für die Geschichte des Protestantismus in Österreich" durch zahlreiche grundlegende Beiträge in deren „Jahrbuch". Durch die Ernennung zum Ehrenmitglied hat sie ihm bewußt vor Jahren den Dank für seine Mitarbeit zum Ausdruck gebracht. Darüber hinaus gebührt ihm die Anerkennung des deutschen Gesamtprotestantismus, der ihn an dem seltenen Ehrentag des 90. Geburtstags ehrfurchtsvoll begrüßt.

Wien. Karl Völker.

„Entbürgerlichung des Protestantismus"?

Das Buch und seine Fragezeichen

Entbürgerlichung des Protestantismus? Von Heinrich Adolph. Gotha 1936, Leopold Klotz Verlag. 130 S., 2 M.

Schon die Jugendbewegung der Vorkriegszeit fühlte sich in ihrer ganzen Lebenshaltung und ihrem Lebensstil in bewußtem Gegensatz zur Bürgerlichkeit und deren zivilisatorischer Unersättlichkeit bei geistiger und seelischer Sattheit. Der Weltkrieg mit seinen übermenschlichen Ansprüchen und Härten legte weitere Breschen in die bis dahin und schon seit lange scheinbar so festgefügte Front bürgerlicher Geisteshaltung. Der in der Republik zur Vorherrschaft gelangende marxistische Geist verschärfte die Spannung, indem er zum kulturellen den politischen Gegensatz hinzufügte. Im Dritten Reich erstand dann die Gestalt des „Arbeiters", wie ihn Ernst Jünger in seinem bekannten Buch in ausgesprochenem Gegensatz zum „Bürger" der vergangenen Epoche als den Träger der Zukunft schildert: Erbe des Frontgeistes, heroischer Kämpfer, Gestalter einer ganz neuen Kultur. Wir sehen also, das Problem einer „Entbürgerlichung" ist von Adolph nicht gefunden, sondern nur neu aufgenommen, und die Besonderheit seines Buches liegt darin, daß er diesem Problem in Beziehung zur religiösen und kirchlichen Krisis der Gegenwart speziell im Rahmen des Protestantismus nachgeht.

Das führt zu einem geschichtlichen ersten Teil, in dem in großen Linien die Verbürgerlichung der Kultur vom Mittelalter her über Reformation, Aufklärung, Idealismus bis zur Gegenwart aufgewiesen wird, wobei es immer ankommt auf deren Spiegelung im Protestantismus und ihren Einfluß auf ihn. Gewiß wird man da im einzelnen manches vermissen und manches anders sehen können. Aber im Großen und Ganzen scheinen mir doch die Linien richtig geschaut auf Grund umfassender Sachkenntnis, die wir überall im Hintergrunde spüren, und eindringenden Tiefblicks.

In einem kurzen zweiten Teil folgt Hinweis auf den Zerfall der bürgerlichen Welt und auf Anfänge eines Neuen, die, schon in der naturwissenschaftlichen und philosophischen Problemstellung erkennbar, in der völkischen Bewegung zur Sammlung und im Nationalsozialismus zum Durchbruch kommen, um in ihm zu einer neuen Sinngebung und Gläubigkeit zu führen.

Der dritte Teil des Buches rückt die heutige Lage des Protestantismus in das Licht des im Titel aufgeworfenen Problems einer „Entbürgerlichung". Wie aber der Titel schon statt mit einem Punkt mit einem Fragezeichen versehen ist, so häufen sich in diesem dritten Teil die Fragezeichen geradezu. Und in der Tat,

darin, daß das hier aufgegriffene Problem mit allen aus ihm sich ergebenden Fragen in unsre heutige Zeit mit ihrer religiösen Krisis und ihrer Aufgabe eines Neuaufbaus der protestantischen Kirche inmitten solcher Krisis hineingeworfen wird, scheint mir die eigentliche Bedeutung des Buches zu liegen. Hierauf also sei unter Verzicht auf Auseinandersetzung mit historischen und grundsätzlichen Einzelheiten unsre Aufmerksamkeit gerichtet. Auch auf eine Darlegung der gehaltvollen Gedankenführung muß ich verzichten und mich darauf beschränken, auf den leitenden Grundgedanken hinzuweisen.

Er liegt in dem Verhältnis vom Logos zum Seinsgrund. Die Form- und Bildkraft der die ganze mittelalterliche Kultur bestimmenden katholischen Kirche lag mehr in ihrer sakralen Seinsmächtigkeit als in ihrer Gedankenwelt. Diese Seinsmächtigkeit wurde durch die reformatorische Rechtfertigungslehre, die den entscheidenden Glaubensakt dem Einzelnen zuwies, aufgelöst. Wohl nahm die Reformation noch eine Zwischenstellung ein. Das Wort, auf das sie die Kirche gründete, hatte in seiner Schöpfer- und Erlösermacht für sie noch existenzielle Bedeutung und Seinsmächtigkeit. Aber die Bibelkritik zerstörte diese, ein Prozeß, der nicht rückgängig zu machen ist. Der Protestantismus teilte das Schicksal der gesamten Aufklärungskultur einschließlich des deutschen Idealismus, wurzellos zu werden.

In der Krisis unsrer Tage schaut er wieder nach einem Seinsgrund aus. Und es ist seine Tragik, daß er dabei von vornherein in sich gespalten ist. Die einen suchen den Seinsgrund wieder im Wort; sein Träger ist die Kirche, die in einem geheimnisvollen Wesenszusammenhang mit der Christuswirklichkeit steht. Den andern ist diese Rückwendung unmöglich. Sie leben in der Gegenwart. Das schicksalhafte Volksgeschehen ist ihnen Durchbruch des Ewigen. In dem in Blut, Boden, Rasse wurzelnden Volkstum finden sie den Seinsgrund, der auch ihren Glauben trägt. Die Reformation werten sie wesentlich in ihren völkischen Zusammenhängen. Soweit sie aus solcher Haltung heraus das Christentum nicht ablehnen, sondern Christen, Protestanten sein und bleiben wollen, machen sie sich doch los von der Lehre des Paulus; sie setzen in ihrer Glaubensart die Linie des alten idealistischen Christentums fort, nur daß ihnen an Stelle der Idee das Volk tritt, nicht zwar als Gott, aber als göttliche Aufgabe.

Aus solchen Unterschieden und Spannungen heraus ergibt sich die chaotische Lage des Protestantismus der Gegenwart, die zu Fragen über Fragen führt. Aus ihnen seien einige charakteristische herausgegriffen, mit Adolphs Worten:

Hat nicht Luther mit seinem Kampf gegen die katholische Heilsanstalt grundsätzlich jede kirchliche Vermittlung für überflüssig erklärt? ... Ist es nicht ein Mangel an Folgerichtigkeit, wenn der Protestantismus versucht hat, neben der katholischen Kirche eine Ersatzkirche zu bauen und diese mit der Weihe der einzig schriftgemäßen Kirche zu umgeben?... Rührt die innere Brüchigkeit des protestantischen Kirchentums nicht daher, daß es schlechterdings nicht möglich ist, den inneren Widerspruch zwischen kirchlicher Gestaltung und dem Protest gegen diese Gestaltung aufzuheben?... Hat der Protestantismus seine Hauptstärke nicht außerhalb des kirchlichen Rahmens als geistige Bildungsmacht allgemeinerer Art erwiesen? (S. 89).

Ist es dem Protestantismus wesenhaft versagt, Ordnungsformen großen Stils, die sich mit der katholischen und nationalsozialistischen Gestaltung einigermaßen messen können, aufzubauen? ... Ist die losere Gemeinschaft innerlich bewegter Menschen die ihm gemäße Form? ... Liegt seine Stärke in der geistigen Haltung der Einzelnen? (S. 104).

Und noch im Schlußwort (S. 127): Ist der Protestantismus dazu bestimmt, Kirche zu sein, oder stellt er eine existenzielle Grundhaltung dar, die auch ohne Kirche möglich und sinnvoll ist? ... Soll er sich als Glaubensgemeinschaft um das Wort als lebendige Mitte aufbauen oder seine wesentlichen Gehalte aus der unmittelbaren Gottesoffenbarung des völkischen Geschehens ziehen? Oder läßt sich beides miteinander verbinden? ... Ist er eine ein für allemal festgelegte Erscheinung oder eine religiöse Einstellung, die sich im Laufe der Zeit ändert und zu neuen Erkenntnissen, Typen, Bildungen führt? ... Gehört die innere Gespaltenheit zum Wesen des Protestantismus? Ist er ein Überbleibsel der bürgerlich-liberalistischen Zeit? Haben wir darin eine Alterserscheinung zu sehen oder „fruchtbares Chaos", aus dem sich eine höhere Form gebären wird?

Nun könnte man den Wert eines Buches anzweifeln, das so in Fragen versinkt und vor unbeantworteten Fragen stehen läßt. Demgegenüber muß ich bekennen: auf mich hat das Buch nicht nur ungewöhnlich aufwühlend gewirkt, sondern ich meine ihm auch außerordentlich viel verdanken zu müssen für die Klärung meines Blicks angesichts der so chaotischen und zugleich verantwortungsschweren Lage des Protestantismus in der Gegenwart. Es dürfte in der Tat keine Bewegung von irgendwelchem Belang unberücksichtigt geblieben sein, und überall hat man das überwältigende Gefühl, daß die Darstellung und Beurteilung auch der entgegengesetztesten Strömungen getragen ist von einem eisernen Willen zur Sachlichkeit, zum wirklichen Verständnis aus den tiefsten und eigensten Beweggründen heraus. Es wird beim Lesen jedem so gehen, daß er, je nach seinem eignen Standpunkt, hier und da versucht ist, die Faust in der Tasche zu ballen, um dann doch nach ruhiger Besinnung der Sachlichkeit in Darstellung und Urteil sich zu beugen. Aber eine solche Methode, die Sache anzufassen, kann natürlich über das Fragezeichen nicht hinauskommen und will es auch nicht. Der Zweck des Buches scheint mir eben gerade nicht der zu sein, selbst eine Antwort zu geben, sondern durch Klärung über die Wirklichkeit der Lage eine Fülle von Antworten hervorzulocken, damit wir durch sie in gemeinsamem Ringen der freilich unumgänglich nötigen entscheidenden Antwort wenigstens näher kommen. Dem entspricht schließlich der letzte Appell im Schlußwort des Buches.

Zunächst wird da die Haltung „heiliger Intoleranz" von *einem* bestimmten Parteistandpunkt aus für möglich und gerade heute nach nationalsozialistischem Vorgang für zeitgemäß und wirksam erklärt. Dann aber wird darauf hingewiesen, daß es sich doch bei den hier vorliegenden Gegensätzen nicht um reine Kampfesstellung gegenüber einem Gegner handelt, mit dem jede Versöhnung ausgeschlossen sei, sondern um Gegensätze auf gemeinsamem Boden. Von da her werden dem Gewissen noch starke Gründe dafür zugeschoben, über alle Spannungen hinaus doch die Einheit gläubig festzuhalten und ernsthaft zu suchen.

Solche Gründe liegen einmal in der protestantischen Glaubenshaltung, die allen Zwang in Glaubenssachen als wesensfremd ausschließt und sich zu bewähren hat in unbedingter Wahrhaftigkeit und liebender Bereitschaft, auch den Andern zu verstehen. „Ketzergerichte haben sich auf dem Boden des Protestantismus immer als heillos erwiesen. Es gibt nur *einen* Ausschluß, *eine* Trennung: die aus der eignen persönlichen Gewissensentscheidung heraus." Was der bürgerliche

Mensch nicht fertig bringt, dialektische Spannungen auszuhalten, darin hat gerade der echte Protestant seine geistige Stärke zu beweisen.

Und weiter wird auf die schwere Verantwortung hingewiesen, die wir den Volksgenossen gegenüber durch allen konfessionellen Streit auf uns laden. Freilich läßt sich die alle organisch verbindende Ganzheit nicht machen, sie muß aus schöpferischen Gründen erwachsen. Wir können nichts tun als Hindernisse forträumen und gläubig warten, – aber die Bereitschaft zur Ganzheit muß immerdar vorhanden sein!

Endlich: Versagen wir in dieser Stunde, so würde der endgültige Zerfall des Protestantismus in Kleinkirchen und Bekenntnisgruppen ohne völkische Wirkung und Resonanz das traurige Ergebnis der „Entbürgerlichung" sein. „Es wäre damit zum Ausdruck gebracht, daß man im Protestantismus vielleicht doch eine zeitgeschichtlich bedingte Form des Christentums zu sehen hätte, die das bürgerliche Zeitalter einleitete, seinen Aufstieg mitmachte und nun gleichzeitig mit ihm dahin sinkt..."

Mit diesen besinnlichen Punkten statt mit einem Punkt halten die Ausführungen ein, ohne zu schließen.

Und nun die eigene Stellungnahme und die Antwort! Nach so gehäufter Problematik scheint es vermessen, sie zu wagen, und es wäre doch Feigheit und ganz gegen den Sinn des Fragestellers, sich ihr zu versagen. So sei sie gewagt um der Sache willen. Ich gehe dabei von einer ganz bestimmten Einstellung aus. Nämlich von der Rücksicht darauf, daß ich diese Besprechung des Buches im Auftrag des Herausgebers für Leser der Christlichen Welt schreibe. Man hat es diesem Blatt von jeher zum Vorwurf gemacht, daß es weiter nichts als ein „Sprechsaal" sei. Nun wohl. Wir nehmen diesen Vorwurf an als einen Ehrentitel, soweit wir uns ihn nicht aus Charakterlosigkeit und Schwäche, sondern aus grundsätzlicher Haltung zugezogen haben. Sofern Gott sein Wort nur durch Menschen redet und Christus sein Werk nur durch das Zeugnis lebendiger Jünger trägt und treibt, ist es uns Grundsatz, solchem Wort zu lauschen, wo wir es hören, und es zur Geltung zu bringen, wo wir es nach dem Zeugnis unsres Herzens und Gewissens finden. Und damit meinen wir nicht nur echt protestantischen Geist zu wahren, sondern auch in eben solchem Geist Kirche zu bauen. Wo man diese Bahn verläßt und diesen Weg versperrt, mag man Kirche bauen, aber protestantische Kirche ist es nicht. Denn protestantische Kirche ist allein die Kirche des lebendigen Wortes und des Glaubens an seine Macht.

Aber muß und wird daraus nicht das kirchliche Chaos werden? Dieselbe Macht, die dafür sorgt, daß aus dem unerschöpflich mannigfaltigen Leben der Natur kein Chaos, sondern ein Kosmos wird, kann und darf allein auch unsre Kirche bauen und formen. Ihr nicht wehren durch Unglauben und Pietätlosigkeit, ihr nicht eigenmächtig Grenzen setzen durch bloße Rückwärtsbezogenheit des Blickes oder kleingläubige Enge und Ängstlichkeit, das ist protestantischer Geist. Wir kennen und fühlen die Spannungen, die darin liegen, und der Verfasser hat uns das Gefühl dafür noch vertieft. Wir sind weit davon entfernt, denen, die gewissenshalber andre Wege gehen müssen, unsrerseits die Gemeinschaft aufzukündigen. Wir können ihren Kirchenbegriff nicht teilen, weder den lehrhaft gebundenen noch den mystischen. Wir sind nüchtern genug, uns die Kirche nach Seiten ihrer empirischen Erscheinung und formalen Gestaltung mehr als eine Dachorganisation vorzustellen, die allem, was sich in irgendeinem Sinne zu Christus und seinem Evangelium bekennt, Heimatrecht und Schutz gewährt. Wir aber verlangen auch für uns in ihr solches volles Heimatrecht und solchen Schutz. Das ist für jetzt das Einzige, was wir zu fordern haben. Was daraus wird, steht in Gottes Hand. Aber nur bei solcher inneren Freiheit und Aufgeschlossenheit sehen wir die Möglichkeit, daß das Chaos gegensätzlicher Kräfte, das jetzt zweifellos herrscht, sich von innen heraus organisch zu einem Kosmos gestaltet, der klaffende Riß zwischen Logos und Seinsmächtigkeit, unter dem grade der Protestantismus seiner Art nach leidet, sich schließt und die weitere Entwicklung ohne Schädigung der Substanz des Christentums zu einer jetzt noch nicht zu überschauenden Formung und Gestaltung einer von echt protestantischem Geist getragenen Kirche führt.

Und darüber, wie ich mir das denken könnte, noch ein ganz persönliches Urteil, für das ich den Geist der Christlichen Welt in keiner Weise in Anspruch nehme. Ich möchte es unter Hinweis auf frühere Ausführungen[1] im hier vorliegenden Zusammenhange so fassen: Christus und sein Evangelium als das geschichtlich in die Welt hineingesprochene lebendige Wort Gottes ist wohl die richtungweisende, aber nicht die abschließende Offenbarung Gottes. (Joh. 16, 12 u. 13.) Die Fleischwerdung des Wortes schafft nach Verschiedenheit der Rassen und Völker verschiedene Gestalt des Christentums. Christlicher Glaube ist in tausendjähriger Geschichte Schicksal des deutschen Volkes geworden, dem wir uns gläubig beugen. Die rechte Gestaltung des Evangeliums im deutschen Volkstum ist die noch vor uns liegende Aufgabe, wie Lagarde ausdrücklich betont, eine Aufgabe von Jahrhunderten! In der Lösung dieser Aufgabe im Geist sowohl der Pietät als auch protestantischen Wagemuts muß und wird sich die im Wesen des Protestantismus beschlossene, dialektisch-fruchtbare Spannung zwischen Logos und Seinsmächtigkeit lösen.

Bargteheide Paul Gastrow

Ein Religionskongreß für Frieden und internationale Freundschaft

Die Welt ist friedlos geworden. Die großen Friedensorganisationen haben ihr Ziel noch nicht erreichen können. Der Völkerbund ist bisher gescheitert an der politischen Eifersucht der Mächte und an der Kunst des Unmöglichen, die er versuchte. Weite Kreise geben aber die Hoffnung nicht auf, daß Kräfte mobilisiert werden können, die sich als letzte Reserve den dämonischen Mächten entgegenwerfen lassen. Die Hoffnung richtet sich dabei vor allem auf die Völker selbst und ihre Friedensliebe, die in ihren letzten religiösen Hoffnungen verankert ist. Solche Hoffnung belebte den Religionskongreß für Frieden und internationale Freundschaft, der vom 3. bis 18. Juli in London tagte.

[1] Nr. 2 u. 3 dieses Jahrgangs „Luther, Lessing, Lagarde".

Die bisherigen Anstrengungen, auch die geistigen Kräfte aller großen Weltreligionen für bestimmte Zwecke gemeinsam in Bewegung zu setzen, sind nicht geglückt. Sofern hier, z. B. bei dem Kongreß von Chikago, ein religiöser Synkretismus gleichzeitig eine Ernte einzubringen suchte, mußte er von vornherein auf den starken Widerstand aller Religionen stoßen, die einen absoluten Wahrheitsanspruch erheben. Wo die Frage religiöser Wahrheit auftaucht, also vor allem in der christlichen Theologie, wird jeder Versuch einer Religionsmengerei solchen Widerspruch herausfordern.

Aus diesen früheren Mißerfolgen haben die Veranstalter des Kongresses in London offenbar viel gelernt. Vor allem die Unmöglichkeit einer Konferenz auf synkretistischer Basis. Synkretistische Tendenz wurde daher für den jetzigen Kongreß grundsätzlich abgelehnt. Statt dessen wurden in der Einladung praktische gemeinsame Ziele angegeben. Vor allem die Förderung des Friedens unter den Völkern und die Pflege freundlicher internationaler Beziehungen von den höchsten Friedenszielen der Religionen her. Zu dieser Aufgabe haben sicher die Religionen der Welt einen Beitrag zu leisten, dessen Art und Bedeutung nicht zu übersehen ist.

Keinem Lande der Welt muß ein solches Bemühen heute so naheliegen wie dem britischen Weltreich, zu dem gegen hundert Millionen Mohammedaner gehören, gegen dreihundert Millionen Hindus, Millionen von Buddhisten, Parsi, Sikhs, die in dem Riesenhaus des englischen Reiches jeden Tag in engste Berührung kommen und in geistigem Austausch, in notwendiger Schicksalsgemeinschaft miteinander leben müssen. Die Frage des Friedens, des Verkehrs der Religionen untereinander, der sozialen und psychologischen Auseinandersetzung ist daher, ganz abgesehen von allen missionarischen Zwecken, schon ein allgemeines britisches Weltproblem, das tief in die Politik, in die Erziehung, in die Wirtschaft, die kulturelle Struktur, die eigentlichen Lebensfragen des weltumspannenden Reiches hineinreicht.

London war daher der rechte Ort für einen solchen Religionskongreß. Sofort entstand die Frage, wie sich das englische Christentum dazu stellen werde. Es treibt Mission im Gebiet der anderen Religionen; das Christentum hält sich für die absolute Religion, die ja allerdings auch in der Mission selbst in ständiger freundlicher Berührung, in lebendigem, sozialem und religiösem Verkehr mit Gliedern der anderen Religionen steht. Britische Christen kommen als Staatsmänner, Soldaten, Verwaltungsbeamte, Lehrer, Wissenschaftler, Ärzte, soziale Arbeiter jeden Tag auf dem Gebiete politischer und kultureller Tätigkeit mit den Vertretern großer anderer Religionen zusammen.

In den Prospekten des Kongresses waren denn auch Vertreter der verschiedensten Kirchen als Mitglieder des britischen Ausschusses angegeben, der den Kongreß trug und vorbereitete. Es ist nicht unwichtig, das hier festzustellen. Die anglikanische Kirche war in diesem Ausschuß vertreten durch den Dean von Canterbury, den Dean von St. Paul's, Prof. Raven, Canon Shephard, den Bischof von Southwark, Reverend Kirk u. a. Der Kongreß wurde auch in der St. Paul's-Kathedrale und in der Kathedrale von Canterbury empfangen. Von angesehenen freikirchlichen Vertretern gehörten dazu Sidney Berry, der Generalsekretär des Freikirchentums, Principal Whale, der eben beim Calvin-Jubiläum in Genf ein kräftiges Bekenntnis zu Calvin abgelegt hatte, Principal Garvie, der Missionsführer Mac Nicol, Professor Oman, der bisherige Principal vom Westminster College, der Methodist Workman, die Quäker Professor Wood, Heath, Frau Cadbury, der bisherige Hauptprediger am ersten freikirchlichen Gotteshaus von London, Dr. Norwood, Dr. Cadman aus Amerika, der aber dort während des Kongresses starb, und der Methodistenbischof Mac Connell. Die Beteiligung der britischen Kirchenwelt war allerdings trotz dieser Namen und trotz der Empfänge in den ersten Kirchen Englands ziemlich schwach. Das europäische Festland war kaum vertreten und überließ die Organisation des Kongresses gänzlich den Engländern.

Da ich fast gleichzeitig die Beckly Lectures in England zu halten hatte, hatte ich Gelegenheit, die Arbeit und Tätigkeit der Konferenz kennenzulernen. Ich hatte allerdings noch einen besonderen Grund, mich mit der Arbeit des Kongresses bekanntzumachen. Bei der Konferenz des protestantischen Weltverbandes im Herbst ist der Kampf gegen das heutige Heidentum einer der Hauptverhandlungsgegenstände, und ich habe dort darüber einen Vortrag zu halten. Wo stoßen wir heute in diesen Kämpfen auf das Heidentum? In unseren eigenen Kirchen und in dem geistigen Ringen des Kontinents. Aber fast alle wesentlichen Ideen und Triebkräfte dieses Heidentums werden heute nicht neu erzeugt, sondern stammen aus dem großen religiösen Schatz der Menschheit aus Indien, aus der Naturreligion, aus China und der unerschöpflichen religiösen Produktion des Ostens. Nicht jeder kann diese Ideen und Kräfte an der Quelle kennenlernen. Ein solcher Kongreß, wo die besten Vertreter der östlichen Religionen zusammenkommen, die heute so stark auf den Westen einwirken, bietet daher eine einzigartige Gelegenheit, nicht nur diese Religionen in ihren besten Äußerungen zu studieren, sondern auch die geistigen Einflüsse zu erforschen, die von ihnen heute ausgehen.

Das Leben der Religion ist unerschöpflich, die geistige Kraft, die darin wirkt, ist von einer unheimlichen Produktivität. Der Kongreß machte das aufs neue wieder anschaulich. Dabei handelt es sich aber um die allgemeine religiöse Produktivität der menschlichen Seele und des Geistes überhaupt, also um Religion im Sinne eines geistigen Lebens der Menschheit überhaupt. Wir wüßten keine Gelegenheit, bei der der Unterschied zwischen dem Phänomen Religion und dem, was die christliche Theologie Offenbarung nennt, je so deutlich in die Erscheinung getreten wäre. Doch dieses Phänomen Religion verdient gerade in der Gegenwart ein besonders aufmerksames kritisches Studium. Die Aufgabe der christlichen Theologie liegt zwar anderswo, aber ihr eigentlicher Kampf ist heute an der Front entbrannt, wo der Glaube an das Offenbarungswort Gottes auf die Macht des religiösen Phänomens stößt.

Zunächst hielt sich der Kongreß indessen an seine praktischen Aufgaben: Friedensförderung, Fellowship unter den Völkern. Es ist auffallend, welchen Eindruck der augenblickliche Mißerfolg des Völkerbundes auf die östlichen Nationen macht. Er wird von ihnen gleichzeitig leicht als Niederlage der christlichen Völker, ja des Christentums gedeutet. Von daher wird eine starke Kritik der nicht-christlichen Völker am Christentum als solchem laut. Man kann diese Kritik nur als berechtigt anerkennen. Sie richtet sich allerdings nicht nur gegen die Politik der christlichen Völker, sondern auch gegen Auswüchse und Entstellungen des Christentums selbst, wie z. B. gegen seine Zerrissenheit, seine Duldung sozialer Mißstände, seine Unmoral.

Was können denn nun die Religionen für den Frieden tun? Konkrete Vorschläge wurden gemacht mit dem Blick auf eine bessere Verteilung der Rohstoffe der Welt, der Absatzgebiete, eine Ordnung der Rassenkonflikte, des Geldverkehrs. Die Religionen werden aber aus ihrem geistigen Besitze heraus nicht mehr zur Lösung dieser Fragen beitragen können als den Geist der Billigkeit, das Gefühl für die kreatürliche Gemeinschaft aller Menschen, den Sinn für Geist und Güte, den

die Friedensarbeit voraussetzt. Aus dem Mitleidsprinzip des Buddhismus oder aus der Baghavat Gita heraus scheint das leicht. Wie steht es aber mit dem Islam? Auffallend war jedenfalls, daß ein Vertreter des Islams aus seiner Religion heraus den Religionshaß vergangener Zeiten ablehnte und Verständnis und Zusammenarbeit auf menschlich religiöser Grundlage forderte. Wenn man sich an die feindseligen Blicke erinnerte, die muslimische Dozenten und Studenten in der Azhar-Moschee in Kairo den herumwandernden christlichen Besuchern nachsandten, so war es geradezu erstaunlich, daß der neue Scheikh dieser Moschee, Mustapha al-Maraghi, sich in seinem Vortrag an die gesamte religiöse Welt wandte mit der Aufforderung zur Zusammenarbeit und mit einer neuen Deutung des Djihad, des heiligen Krieges, die stark abweicht von der bisherigen Vorstellung. Es ist nicht mehr der heilige Krieg gegen die Ungläubigen, sondern der völlige Einsatz von Leib und Leben für die erkannte Glaubenswahrheit.

Aber trotz der bewußten Beschränkung auf praktische Aufgaben lag es einzelnen Vertretern, namentlich Indiens, nahe, die kulturelle und ideologische Aussprache auf das Gebiet der eigentlichen religiösen Frage hinüberzuschieben und religiöse Synthesen vorzulegen. Diese Bemühungen ermöglichten bedeutsame Ausblicke nicht nur auf die religiöse Psychologie und intellektuelle Ausprägung der Religionen selbst, sondern auf allen religiösen Idealismus, alle weltverbindende Mystik, auf den ewigen Versuch des Menschengeistes, Einheit zu schaffen durch seine Beziehungen zu Gott. Folgende Möglichkeiten glitten dabei vor dem Auge des kritischen Zuhörers vorüber.

Erstens ein allgemeiner Begriff der Religion an sich, der durch eine spiritualistische Abstraktion gewonnen wurde. Hier zeigen die indischen Religionsphilosophen, vor allem das spezifische Hindu-Denken eine besondere Kühnheit. Die Vielheit der Erscheinungsformen stört sie nicht. Die einzelne Seele, der Atman, ist ja auch zugleich der Brahman. Wo das Gegensätzliche nur Erscheinungsform des Einen ist, wird die Wahrheitsfrage zu reiner Erkenntnistheorie.

Neben solch pantheistischer Einheitsreligion erschien als zweite Form dieser religiösen Einheitsmöglichkeit die Mystik, die zu allen Zeiten Grenzen verwischte. Sie brachte sich auch hier mitten in einer auflösenden Zeit in Erinnerung, ohne daß dabei dem Kenner östlicher und westlicher Mystik neue Züge sichtbar wurden. Dabei wurde aber besonders deutlich, wieviel näher die katholische mystische Gnadenlehre der östlichen Mystik steht als die protestantische. Nicht nur weil der östliche Weg die mystische und moralische Mitwirkung des Menschen zuläßt, sondern weil die Allwirksamkeit der Gnade gegenüber der Alleinwirksamkeit der Gnade alle Möglichkeiten des Menschen einschließt und steigert. Die mystische Religiosität ist zumeist Identitätsmystik, in der die Bedeutung der Unterschiede und damit der Wahrheit geleugnet wird. In ihre Nähe gehört die Liebesmystik: „seid umschlungen Millionen!"; hier tritt das brennende Herz an die Stelle des denkenden Geistes, der auf Wahrheit ausgeht.

Eine dritte Form, die religiösen Unterschiede zu relativieren, war der Moralismus, der in den edelsten Religionen ein Gemeingut sittlicher Begriffe und Aufforderungen nachweisen kann. Er reicht von Hammurabbi bis zu Konfuzius und dem christlichen Universalgebot der Nächstenliebe. Eine vierte religiöse Einheitsthese wurde im Schöpfungsglauben dargeboten. Gerade hier wurde anschaulich, wie der Glaube an die Schöpfung im Grunde nicht spezifisch christlich ist. In der einen oder andern Form kommt er in fast allen Religionen vor. Darin hat das echt menschliche religiöse Gefühl des Kreatürlichen einen allgemein menschheitlichen Ausdruck gefunden. Das soll nicht verachtet werden. Wo bewußt bleibt, daß der Mensch Kreatur ist, Geschöpf des allmächtigen Gottes, ist sicher eine vorläufige geistige Gemeinschaft auf begrenztem Gebiete möglich, die gegenüber Materialisten und Evolutionisten nicht denkbar ist. Eine fünfte Einheitsthese lag in der Reduktion der religiösen Unterschiede auf psychologische Gegebenheiten, also im Psychologismus, der das Objektive auflöst in psychische Erscheinungsformen und Funktionsweisen. Eine letzte Möglichkeit religiöser Verständigung wurde mit der dialektischen Methode vorgeschlagen. Im Gespräch zwischen den verschiedenen Religionen müßte es sich also um jenes Ja und Nein handeln, in dessen gegenseitiger Bewegung die Wahrheit allein zum Vorschein käme.

Wie verhielten sich die anwesenden Vertreter des Christentums zu diesen Einheitsversuchen, die alle aus dem Gebiete der östlichen Religionen oder dem eines modernen Geistesidealismus stammten? Kein einziger ließ sich durch diese synkretistischen Tendenzen von klarer Darstellung des Absolutheitsanspruches des Christentums abbringen. Sie stellten sich willig dem Gespräche und verantworteten ihren Glauben. Sie nahmen teil am Kongreß als an einer säkularen Angelegenheit, die das religiöse Phänomen betraf, auf einem säkularen Boden. Es ist ein „humanum", das zur Diskussion steht und zu unterscheiden ist von der Offenbarung des Wortes in Christus. Jene christlichen Idealisten, die auf dem Boden des Pantheismus oder der Mystik oder einer Kreatur-Religion eine Verbindung suchten, die doch an der Oberfläche bleibt, waren offenbar nicht vertreten, vielleicht mit Ausnahme einiger Unitarier. Berdiajew zum Beispiel lehnte von vornherein jede bloße Minimalreligion, jede religiöse Abstraktion ab. Das hinderte ihn nicht, die Auswüchse des christlichen Konfessionalismus und der gegenseitigen Unduldsamkeit zu kritisieren. Principal Whale gab in seinem Vortrag über The City of God eine Darstellung christlichen Glaubens, wie sie jeder Vertreter der dialektischen Theologie, der er offenbar nahe steht, hätte geben können. Rev. Kirk brachte auch vor diesem Kreise den Absolutheits-Anspruch des Christentums zu einem ungeschmälerten Ausdruck und wies auf Christus als auf das einzige Heil der Welt hin. In der St. Paul's-Kathedrale predigte Canon Barry und in der Kathedrale von Canterbury der Master of the Temple, die kaum Rücksicht auf anwesende Vertreter anderer Religionen nahmen und sich an die christlichen Glieder des Kongresses wandten. Eine Beteiligung des Kongresses an Gottesdiensten sollte vom Zweck des Kongresses aus abgelehnt werden. Eine communicatio in sacris, gemeinsame Feier, liegt außerhalb dessen, was ein solcher Kongreß erreichen kann. Hier ist eine Grenzlinie, die schon aus Gründen des Geschmackes nicht überschritten werden sollte. Was die Missionare Andrews und Stanley Jones in Indien tun, ist zwar eine viel innigere und nicht nur rein missionarische Lebensberührung mit der einheimischen Religion. Ein solches gegenseitiges Kennenlernen der Religionen, ihres Geistes, ihrer praktischen Möglichkeiten, eine solche geistige Auseinandersetzung auf dem Boden des Religionsstudiums, der vergleichenden Religionsforschung, der freundlichen Beziehungen, wird überall möglich sein, wo die Religionen sich begegnen und gemeinsame praktische Zwecke wie Frieden und freundliche Beziehungen unter den Völkern fördern wollen. Aber es sind auseinanderzuhalten diese säkulare wichtige Angelegenheit und das christliche Bekenntnis zu Christus als der Offenbarung Gottes und seinem Anspruch auf Weltherrschaft.

Genf Adolf Keller

Ordinierte und Laien in der Kirche

Die Ordination im Methodismus. Ein Beitrag zur Entstehungsgeschichte der kirchlichen Selbständigkeit der Methodistenkirche von D Dr. John L. Nuelsen. Bremen, Verlagshaus der Methodistenkirche 1935. 191 S. 3.— M.

1. Vom Methodismus

D. John Nuelsen, der über unsern deutschen Methodisten als Bischof waltet, hat ein Buch von der Ordination im Methodismus geschrieben, das für uns ein weit größeres Interesse hat, als sein — durchaus richtiger — Titel zunächst in uns wecken mag. Es ist eine rein historische Arbeit, eine saubere Monographie. Aber man kann das Buch nicht lesen, ohne andauernd von nächstliegenden Fragen beschäftigt zu werden, die wir vielleicht darum nicht so lebhaft bewegen, weil sie zu angreifend für uns sind. Ich habe deren Kern in der Überschrift meines Berichts ausgedrückt, will aber zunächst der Intention der Buches selber nachgehen.

Methodismus! Wer von uns kennt ihn? Wer, dem nicht persönliche Begegnungen dabei zu Hilfe kommen? Vielleicht gilt das von andern Konfessionen auch. Aber nein. Den katholischen, protestantischen, russischen Christen kennen wir von Bildungs wegen, auch den anglikanischen einigermaßen, finden uns leicht zurecht, wenn die Zeitung von ihm berichtet. Um den Methodisten ist ein Geheimnis. Daß es ihm auf eine sichtliche persönliche Bekehrung und auf eine reelle christliche Lebensleistung ankommt, davon hat man vielleicht eine Ahnung. Aber das wollte doch mehr oder minder der ganze Pietismus, und der wirkte und wirkt sich innerhalb der Kirchen und Konfessionen aus, brachte es nicht zu einer eignen weltgeschichtlichen Gestaltung. Zwar in den Herrnhutern und von der Brüdergemeine her kommen wir Deutschen vielleicht am besten an das Verständnis des (der Wurzel nach englischen) Methodismus heran. Dies hat auch seinen guten historischen Grund, denn herrnhutische Einflüsse (1733 ff.) haben seinen Strom zum Fließen gebracht. Aber wenn heute Herrnhut über alle Erdteile hin 201 Gemeinen mit 54323 Mitgliedern zählt, der Methodismus dagegen 59824 Prediger und 11809488 erwachsene Mitglieder, so müssen da doch große Unterschiede bestehen.

Ist der Methodismus eine „Sekte"? Das Wort ist nicht so kränkend, wie es von denen, die es im Munde führen, und von denen, die davon getroffen werden, gemeinhin empfunden wird. Secta kommt nicht von secare, „schneiden, trennen", sondern von sequi, „folgen", bedeutet also „Gefolgschaft". Ist der Methodismus nur eine Gefolgschaft, eine irgendwo in Gang gebrachte Bewegung (heut ein Ehrentitel) oder eine Kirche (heut nicht immer eine Ehre)? Ohne Zweifel war er einst ganz und gar eine Bewegung, eine gewaltige, nicht zu zähmende, wie ein Waldbrand immer wieder irgendwo aufflackernd; aber nun ist er Kirche geworden. (Auch die Brüdergemeine heut eine Brüderkirche!) Freilich hat er sich im Lauf seiner Geschichte in so viel Organisationen gegliedert und zersplittert (die sich gut vertragen oder schlecht), daß nur ein spezielles Studium den Tatbestand erfaßt und begreift. Man mache die Probe und schaue in ein Lexikon, RGG Bd. 3 von 1929 z. B., oder das kleine „Lexikon für Theologie und Kirche" von 1888 mit dem trefflichen Artikel von Zöpffel: die Zersplitterung ist für den Außenstehenden unübersehbar und scheint zu beweisen, daß es eben doch keine Kirche ist, sondern eine „Bewegung". Nein, bei aller Beweglichkeit und Bewegtheit hat sich die „Kirche" durchgesetzt: erster greifbarer Anfang davon die erste Ordination. Und von allen protestantischen Gebilden ist diese „Methodistenkirche" an umfassender Ausbreitung sogar das kühnste und in gewissem Sinn radikalste Gegenstück zur römisch-katholischen Weltkirche; alle protestantischen Gebilde sind im Vergleich damit Partikularkirchen geblieben.

Man wird sich im Methodismus nur zurechtfinden, wenn man in seiner Entwicklungsgeschichte bestimmte Linien verfolgt. Eine solche Linie stellt, wie schon angedeutet, die Entwicklung seiner Ordinationspraxis dar. Sie wird uns von Nuelsen mit sicherer Hand gezeigt. Es wäre unmöglich, sie in einem kurzen Artikel nachzuzeichnen. Man muß das in dem Buche mit den Details lesen, sie machen die Sache erst vollends interessant.

Hinter dieser ganzen Geschichte der Ordination im Methodismus steht die Frage: ist er dennoch eine Laienkirche? Die Laienkirche? Ist er die geblieben? War er die? Wird er die erst noch? Das größte kirchengeschichtliche und kirchliche Interesse würde offenbar am Methodismus haften, wenn seine Gemeinschaft eine reine und völlige Laienkirche bedeutete. In dem Maße, als dies der Fall ist, wäre der Methodismus der radikale Protestantismus.

2. Das Notwendigste von seiner Ordination

John Wesley 1703–91 und sein Bruder Charles Wesley 1707–88, auch George Whitefield 1714–70 waren alle drei Geistliche (Presbyter, Priester) der englischen Staatskirche (established church) und ihr mit unverbrüchlicher, rührender Treue ergeben. Die Erweckung, die sie durch ihre Konventikel und Predigten hervorriefen, zielte durchaus nur auf innere Belebung der Kirchenchristen, der Kirche zum Dienst. Innerhalb dieser bildeten sich Gefolgschaften, wie wir sie oben nannten, Gemeinschaften, wie wir heute zu sagen gewohnt sind. Zum Siegel der Mitgliedschaft bekamen ihre Glieder tickets, wie heute die zur Bekennenden Kirche sich Haltenden ihre roten Karten; diese tickets bedurften aber vierteljährlich der Erneuerung. Jährliche Konferenzen der Prediger fanden statt, seit 1744.

Was waren das für „Prediger"? Woher kamen sie? Woher nahmen sie ihr Mandat? Die ersten Führer, Geistliche der Staatskirche, die obengenannten Brüder Wesley voran, konnten aus eigener Kraft und eigenem Raum ihre Aufgabe nicht bewältigen. So ergab sich aus Not und innerem Trieb die Laienpredigt. Lokalprediger und alsbald vielmehr Reiseprediger. Nicht aber zogen diese Reiseprediger über Land und Meer als Verwalter wie des Worts so zugleich auch der Sakramente. Für Taufe und Abendmahl blieben die von ihnen erfaßten (bekehrten) Kirchenchristen an die Geistlichen der Landeskirche gewiesen. Eine harte Zumutung von vornherein, wenn man bedenkt,

daß doch eben das Ärgernis an einem verweltlichten Klerus ganz vornehmlich die neuen Hirten und ihre Schäflein auf die Sonderbahn ihrer Sekte, d. i. Gefolgschaft, getrieben hatten. Es war von den Reiseprediger – bis in die Steppen Nordamerikas hin – wahrlich viel verlangt, wenn sie die von ihnen gewonnenen Seelen unentwegt zu „schnapstrinkenden und kartenspielenden" Pfarrern senden sollten, um von so „gottlosen" Leuten ihre Kinder taufen zu lassen und aus ihren Händen das Heiligste zu empfangen, das Mahl des Herrn. (S. 85 und 132.) In Amerika war es obendrein durch die Entfernungen erschwert, einen Priester zu erreichen. Und als 1775 drüben der Freiheitskrieg ausbrach, 1776 die Vereinigten Staaten ihre Unabhängigkeit erklärten, 1783 der Friede mit Großbritannien diese ihnen zugestand, da verschwand mit dem englischen Staat auch die englische Staatskirche aus den Vereinigten Staaten von selbst. Dennoch wurde daraufhin von John Wesley nicht die Laienkirche etabliert, auch nicht in der Form, daß man einfach den Reisepredigern das Recht zugesprochen hätte, zu taufen und das Abendmahl zu reichen. Zwar das Recht zu taufen bekamen sie allmählich; ist es doch selbst in der römischen Kirche für Notfälle allezeit den Laien geblieben und, selbst wo die Taufe unberechtigterweise vollzogen ward, sie bei Wahrung der richtigen Form als gültig anerkannt worden. Aber das Abendmahl? Als ob „Wort Gottes" nicht mehr wäre als das Abendmahl und laut Apostelg. 2, 46. 20, 7 das Brechen des Brotes hin und her in den Häusern nicht urchristliches Vorrecht der Gemeinde!

John Wesley, der jenseit wie diesseit des Ozeans anerkannte Führer, hielt auch unter wahrhaft verzweifeltem Druck an der Staatskirche fest, und folglich an dem Privilegium ihrer ordinierten Kleriker, daß nur sie das Herrenmahl zu verwalten berufen seien. Eine Konferenz methodistischer Prediger nach der andern mühte sich an der Gewissensfrage einer eignen, von der englischen Staatskirche unabhängigen Ordination ab. Es bleibt John Wesley schließlich nichts andres übrig, als selber die Ordination von Laienpredigern zu vollziehen.

Er war 81 Jahre alt, als er die Hand dazu reichte, daß die „Konferenz der Methodisten" sich als rechtliche Körperschaft organisierte und die Verbindung mit der Landeskirche löste. Das sollte für die einzelnen Glieder der Gemeinschaft nicht den Austritt aus der anglikanischen Kirche bedeuten; sie durften sich immer noch als ihr zugehörig betrachten, wie John Wesley und die andern Vorkämpfer selbst. (S. 98.)

So 1784. In demselben Jahre ordinierte John Wesley die ersten methodistischen Laienprediger, aus eigener Machtvollkommenheit als Presbyter der Staatskirche, zu Presbytern, und einen Presbyter (Priester der anglikanischen Kirche) zum Superintendenten oder Bischof. Dies zunächst zum Dienst für Amerika. Aber auch im Mutterlande ließ sich der bisherige Zustand nicht aufrechterhalten. Ließen sich doch bereits sechs junge Methodisten in London ohne Zutun des Führers öffentlich ordinieren. Nun ordinierte John Wesley August 1785 selbst drei Prediger für Schottland, 1786 je einen für Schottland (das kirchlich Ausland war), für Westindien und Neufundland, 1787 fünf weitere in gleicher Lage – und vollzog endlich August 1788 an einem alten getreuen Mitarbeiter seine erste Ordination für England: er 85 Jahre alt, drei Jahr vor seinem Tode (S. 110), ohne öffentliche Feier.

3. Laienkirche?

Was einem Christen die „Kirche" sein kann, mag man an John Wesley studieren. Neben der zukunftsreichen, sieghaften Methodisten-Gemeinschaft war und blieb ihm noch seine established church, die ihn zum Presbyter geweiht hatte, mit ihren Ämtern und Ordnungen zeitlebens – die Kirche. Nicht so wie dem römisch-katholischen Christen seine Papstkirche. Nicht um der successio apostolica willen. Zum mindesten schlägt die Berufung darauf nirgends durch. Es siegt ein anderes Motiv. Aber John Wesley würde ohne seine an ihm vom staatskirchlichen Bischof vollzogene Ordination in seiner konkreten Situation, in dieser Not und in diesem Alter, niemals das gute Gewissen gefunden haben, endlich an Stelle des nicht zu erlangenden Bischofs selbst zu ordinieren. Indem er es tat, gab er gleichsam seinen Segen dazu, daß der Methodismus auch „Kirche" geworden ist; aber er hätte niemals von einer Methodistenkirche reden können. Unbeugsam blieb neben ihm sein Bruder Charles, der das alles noch mit erleben mußte, gleichsam Johns kirchliches Gewissen in härterer Ausgabe: ergreifend, wie die beiden dennoch sich herzlich liebbehielten.

Diese methodistische Ordination schuf nun gewiß keinen Klerus. Keinen ordo in römischem Sinne, sondern mehr nur eine Ordnung in evangelisch-protestantischem und profanem Sinne. Laien, laos, „Volk", in altkirchlichem, anglikanischem und römischem Sinne wurden die bekehrten Seelen, die in der Gemeinschaft sich zusammenschlossen, noch nicht: diese Ordination war kein Sakrament und nichts dem Ähnliches. Aber ein Unterschied wurde doch dadurch fixiert, und noch deutlicher dort, wo eine doppelte oder dreifache, stufenweise erfolgende Ordination sich einführte. Unterschied des Dienstes, des Amtes, des Staates, je nach Personen und Sitten. Immer noch Laienkirche? Dort mehr, dort weniger. Jedenfalls prinzipiell keine Priester- und keine Pastorenkirche. Dafür sorgte der ganze Charakter ihrer Reise- und Lokalprediger. Denn grundsätzlich blieben die Ordinierten Reiseprediger. Auch wenn sie irgendwo Wurzel faßten, sollten sie da nur kurze Jahre weilen. Und das ist ja wohl grundsätzlich weithin auch heute die Forderung. Hierzu kommen aber noch heute „Lokalprediger". Nach Nuelsen S. 8 zählte der Gesamtmethodismus Ende 1932 „Prediger" 59 869 – die ihre ganze Zeit dem kirchlichen Dienst als Mitglieder einer „Konferenz" widmen, dafür ein Gehalt empfangen – und „Lokalprediger", so genannt „im Gegensatz zu Reiseprediger oder Gemeindeprediger", die „im Erwerbsleben stehend, einen Teil ihrer Zeit der Kirche zur Wortverkündigung zur Verfügung stellen". Von einer „Ordination" der letzteren ist nirgends die Rede; sie bleiben jedenfalls reine Laien, wie die Sprecher in unseren deutschen Gemeinschaften.

Als oberste Instanz hat sich im Laufe seiner Geschichte im Methodismus die „Konferenz der Prediger" herausgestellt. Durch „Aufnahme in volle Verbindung" einer Konferenz wurde der Methodist „Prediger" mit allen amtlichen Rechten und Pflichten. Aber „Ordination" bedeutete und bedeutet eigentlich

nur eine begleitende feierliche Handlung. Jene Aufnahme „in volle Verbindung" ist das Wesentlichste und Entscheidende. Über die Bedeutung, welche daneben die Ordination hat, ist immer wieder verhandelt worden; sie zu klären, dazu schrieb Bischof Nuelsen sein Buch. Der Predigerstand des Methodismus hebt genau genommen seine Mitglieder aus dem Laienchristentum in einem so geringen Maße heraus, wie es bei einem Unterschiede des Berufes nur möglich ist. Aber eben dieser Begriff des Berufes, der vocatio, der im Luthertum so durchschlagend ist, spielt, wenn ich recht sehe, im Methodismus keine Rolle. Man vergleiche die Schwierigkeit, welche die Aussendung von Missionaren im Anfang den Lutheranern machte, da sie doch nirgendher rite vocati waren. Davon wußte der aussendende Methodismus nichts. Methodismus ist Sendung, ruht auf dem Charisma. Seine Prediger gingen aus im Auftrage ihres himmlischen Herrn, von seinem Geiste getrieben. Das war ihre Berufung, und der irdische Beruf, der sich daraus doch ergab, war nur deren natürliche Folge und Erzeugnis einer allmählichen Ausgestaltung. Heute ist wohl überall Vorbedingung der Aufnahme in die Konferenz ein vorausgegangenes Studium in einem theologischen Predigerseminar oder college: Stätten der Erziehung und Herzensprüfung der jungen Männer sind das.[1]

Was man von den Tagungen dieser Predigerkonferenzen aus der geschichtlichen Darstellung Nuelsens erfährt, ist sehr anziehend. Die Protokolle sind in Fragen und Antworten abgefaßt. Wie erzieherisch für die Verhandlungen! Ein Beispiel von 1747:

Frage: Sind im Neuen Testament die drei Ämter Bischöfe, Priester und Diakone deutlich gekennzeichnet?

Antwort: Wir glauben, daß sie es sind, und halten dafür, daß sie allgemein in den Kirchen der Apostelzeit bestanden.

Frage: Aber sind wir gewiß, daß Gott beabsichtigte, daß dieselbe Ordnung in allen Kirchen alle Zeiten hindurch gelten solle?

Antwort: Wir sind dessen nicht gewiß, weil wir es nicht in der Heiligen Schrift bezeugt finden.

So ist oft das Ergebnis: we can agree to disagree. Das heißt: man beschließt Übereinstimmung darin, daß man nicht übereinstimmt, und daß man das kann, daß diese Meinungsverschiedenheit die Gemeinsamkeit der Arbeit und Überzeugung nicht aufhebt. Diese heute noch in England beliebte Formel zeugt von hoher Kultur der Gesinnung; wir hätten alle Ursache, sie bei uns einzuführen. – Was uns da im Methodismus begegnet, ist beste westliche Demokratie.

Laienkirche? In John Wesley schlugen zwei Herzen, das methodistische und das anglikanische. Mit der Ordination siegte das anglikanische. Aber das methodistische schlug in der Konferenz. Das allgemeine Priestertum der Gläubigen bleibt Grundprinzip. Es ist durchgeführt in der Wortverkündigung. Es macht Halt vor dem Privilegium der Sakramentsverwaltung. Aber Sakramentalismus und Klerikalismus sind keine Gefahren für diese Kirche. Dem reinen Laienchristentum steht eine Tür offen. „In besonderen Fällen" darf ein Missionar die Sakramente „verwalten, ehe er ordiniert ist. In der australischen Methodistenkirche können auch im Dienste der inländischen Mission stehende Prediger oder vertrauenswürdige Laien die Erlaubnis zur Sakramentsverwaltung erhalten". (S. 145.) Wenn ich das Buch des Bischofs D. Nuelsen richtig verstehe, will es diese Richtung stärken.

Damit verliert es nichts an seinem wissenschaftlichen Wert. Mein Bericht wäre unzureichend, wenn ich nicht wenigstens noch auf den Gang der Untersuchung hinwiese. Dazu müssen einige Kapitelüberschriften genügen:

Kap. 2: „Wesen und Bedeutung in den verschiedenen christlichen Kirchen" S. 14–35. Mit Recht stellt der Verfasser hier fest, wie unklar unsre Theologie sich ist über die Bedeutung der Ordination; dann untersucht er die biblischen und altkirchlichen Auffassungen. Von Kap. 3 an gilt alles dem im Titel gegebenen Thema: Stellung Wesleys, Verlangen nach Ordination in England, ihre Notwendigkeit in Amerika, Wesleys Ordinationen, Entwicklung nach seinem Tode, das Ordinationsritual.

Ich scheide dankbar von dem Buche und erlaube mir noch ein Nachwort.

4. Unzeitgemäßes Nachwort

Das Fremdwort Laien ist unentbehrlich, unübersetzbar. In Wissenschaft, Kunst und Kirche. Jedem zünftigen, fachlichen, beruflichen, ständischen gesteigerten Anspruch gegenüber: die Ungelernten, Ungelehrten, Ungeprüften, Unordinierten; Ungeweihten kann man in der evangelischen Kirche nicht sagen, denn sie sind durch die Taufe geweiht.

Ich konnte Nuelsen nicht lesen, ohne mich eines Vorschlags zu erinnern, den ich vor 20 Jahren machte. Zuerst 1915 in einer Rede, die ich am 16. 9. in Stuttgart hielt: „Die Kirche nach dem Kriege." Dann eingehender in der Schrift „Das königliche Priestertum der Gläubigen und seine Forderung an die evangelische Kirche unserer Zeit", Wiedergabe eines Vortrags, gehalten am 24. 5. 18 auf der Augustusburg. (Beide bei J. C. B. Mohr, Tübingen.) Diese zweite Schrift führt D. Nuelsen in seinem Literaturverzeichnis an, ohne darauf im Text einzugehen, wozu er auch keinerlei Anlaß hatte. Es handelte sich also um ein Zeugnis der Kriegszeit. 1915 zuerst angesichts der Haltung und Leistung unsres Volks im ersten Kriegsjahr, so wie unsereiner sie erfuhr, und der Volksgemeinschaft, die unsre Kirche damals bewiesen und erfahren hatte, getragen von zuversichtlicher Siegeshoffnung. War diese 1918 gedämpft, so blieb doch um so mehr die Erwartung des Friedens als eines Ungeheuren, Unsagbaren, das Kirche und Volk erschüttern mußte bis auf den Grund. Und da sollte die große Stunde ein großes Geschlecht finden. Und unsre evangelische Kirche ihren besonderen Beitrag zu diesem Erleben leisten! Im Besinnen darauf ergab sich mir die Forderung (eingebettet in Anderes — aber es wäre das noch nicht Dagewesene, Epochemachende gewesen): Freigabe der Ausspendung des heiligen Abendmahls an die Laien.

Auch eine Niederlage hätte von so tragischer Gewalt sein können, daß ihr Erleben schöpferische Kräfte und Taten in der ermatteten Volksseele geweckt hätte. Aber der Friedensschluß kam so schleichend und so gemein niederdrückend, daß jede tragische Wirkung ausblieb. Die Kirche aber sah sich einem neuen Staatswesen gegenüber, mit dessen unberechenbarer Ausgestaltung sich abzufinden die leitenden Kirchenmänner genug zu tun hatten. Neue Verfassungen mußten geschaffen werden. „Trennung von Staat und Kirche" schien eine große Losung. Für einen tiefen Vorstoß von

[1] Viele Leser werden nicht wissen, daß wir in Frankfurt a. M. ein deutsches methodistisches Predigerseminar haben: eine theologische Fakultät mit sieben Dozenten. Man lese die „Festschrift zur Feier des 75jährigen Jubiläums des Predigerseminars der Bischöflichen Methodistenkirche in Frankfurt a. M." Herausgegeben von Direktor Dr. Otto Melle. Ehrenpräsident ist Bischof D. Nuelsen. (Bremen, Traktathaus 1933. 103 S.). Die Seminaristen sind (in der Regel) alle Laienprediger; haben sie das Seminar durchlaufen, so werden sie zunächst „auf Probe" in die „Konferenz" aufgenommen. Das Jubiläumsjahr zählte ihrer 39. Seit 1858 waren es insgesamt 755.

Unter wie ganz andern Zeichen aber die Anfänge des Methodismus in Deutschland standen, zeigt überaus lehrreich die kleine Schrift von Superintendent Ernst Sommer, einem der Frankfurter Dozenten: „Christoph Gottlob Müller von Winnenden, der Gründer der ersten Methodistengemeinschaft in Deutschland." Bremen, Anker-Verlag 1933. 94 S. Ein Traktat von wissenschaftlichem Wert.

innen heraus, wie er mir vorgeschwebt hatte, war leider unter dem Druck des notwendigen Arrangements kein Raum und kein Sinn vorhanden. Auch mir war kein Ernstmachen mit meiner Forderung, sei es auch nur im Kreise der Freunde der Christlichen Welt, vergönnt.

Inzwischen haben wir ja viel von Kirche geredet und gehört, ja sogar Kirchengeschichte gemacht und erlebt, bis heute. Aber das allgemeine Priestertum der Gläubigen ist schlecht weggekommen. Und doch sollten wir Evangelischen „Kirche" niemals sagen, ohne zugleich zu sagen „allgemeines Priestertum". Auch „Wort Gottes" gibt es nicht ohne dies Korrelat: Ausgießung des heiligen Geistes. Vielleicht kommt einmal wieder eine große Stunde, wenn der Herr uns aus dem heutigen Chaos herausführt. Und dann wird es eine Stunde der Laien sein müssen, sonst ist sie nicht groß. Man hört ja auch jetzt zuweilen Vorträge über die notwendige Mitwirkung der Laien bei der kirchlichen Erneuerung. Sie erheben sich nicht über das, was man vor 30 Jahren auch schon gedacht hat. Sie erheben sich nicht über das, was innerhalb der katholischen Kirche als „katholische Aktion" geschieht. Geringe Fortschritte des letzten Jahrzehnts werden sogar rückgängig gemacht: wie kläglich lohnt unsre Kirche z. B. das Angebot der Theologinnen!

Ich will nicht ungerecht sein: ich weiß, daß die Bekennende Kirche uns hier und dort Stätten lebendiger, ja leidenschaftlich lebendiger kirchlicher Anteilnahme gebracht hat. Aber es sind Oasen.

In dieser Lage mag bei dem gegebenen Anlaß an die vor 20 Jahren erhobene Forderung erinnert werden. Und zwar daran, daß ich damals mit ihr nicht allein stand. Von ganz andrer Seite kommend, regte sich in „Licht und Leben" 1917 und 1918 ein gleiches Verlangen. Und auch mein Wort fand sein Echo. Es genügt der Hinweis darauf, daß kein Geringerer als Karl Heim in „Licht und Leben" 1919 Nr. 3 meiner zweiten Schrift eine Besprechung widmete, die fast eine reine Zustimmung bedeutete. Ich weiß nicht, wie er heute dazu steht. Und die Sache ist ja leider gar nicht aktuell. Aber meminisse iuvabit, eine Erinnerung daran kann nichts schaden. Und so will ich mit seiner Autorität mein ehemaliges Verlangen stützen und mit ein paar Sätzen aus seiner langen Besprechung diesen Aufsatz schließen:

„Die meisten Kirchenmänner sind jetzt damit beschäftigt, Dämme aufzurichten gegen die heranbrausende Flut, um vom bisherigen Zustand der Kirche so viel als möglich zu retten. Nur Wenige sehen die kommende Umwälzung als ein Ereignis an, das Gott zum Heil der Kirche über uns kommen läßt ...

Wandlungen sind möglich, an die niemand geglaubt hätte ... Nach Luther haben alle Gläubigen das Recht, priesterlich vor Gott zu treten, zu opfern und zu predigen. Das war biblisch. Aber aus diesem Priestertum aller leitet Luther nun das Pfarramt des einen ab, der von der Gemeinde oder durch einen Oberen berufen ist ... Das war nicht mehr biblisch, sondern eine Forderung der praktischen Vernunft auf Grund der natürlichen Erfahrung. Mit dem allgemeinen Priestertum war für Luther die Heiligung des irdisch-bürgerlichen Berufs gegeben. Das war biblisch. Aber daraus wurde nun gefolgert, daß Jeder auf seinen Beruf und Stand beschränkt bleiben, daß also Keiner etwas tun soll, was nicht seines Amts ist, was ihm nicht befohlen ist. Das ist nicht mehr biblisch. So wurde der biblische Gedanke des allgemeinen Priestertums durch menschliche Vernunfterwägungen und Zunftschranken in sein Gegenteil umgebogen ... Es ist also nur die Frage, ob Pfarrer und Kirchenbehörden mehr Recht auf unser Vertrauen haben oder das lebendige Kirchenvolk."

Hohemark, Taunus Martin Rade

Der versöhnte Heiland

Die Wellen schlagen hoch über die Inselkante. Der Sturm hat hart getobt während der Nacht, und die Flut ist so hoch hereingebrochen, daß man von der kleinen Hallig, die doch halb im Windschutz der langen Insel liegt, für einmal nur die Kirchwarf hat aufragen sehen. Jetzt hat der Sturm sich gelegt, die Flut sich zurückgezogen; aber die See ist doch noch wie ein brodelnder Kessel, in dem es schäumt und gährt, da kann allerlei angetrieben werden, was nun ohne Besitzer ist.

Jens Jensen geht mit weit ausholenden Schritten der Westseite der Insel zu, wo das angeschwemmt werden muß, was die kochende See aus Bohlen und Schiffsplanken gerissen, nein, gebissen hat. Jens lacht ein wenig, wie ihm dies Wort einfällt. Das Lachen steht wie etwas Fremdes und nicht dahin Gehöriges in seinem wetterbraunen Gesicht. Er wüßte auch nicht, daß er viel Grund zum Lachen in seinem Leben gehabt hätte. Jedenfalls mußte das vor seinen Mannesjahren gelegen haben, in der Zeit, da er die Stellmacherei noch lernte beim alten Nickelsen drüben am festen Lande, und abends wohl einmal zum Tanz ging, und des Sonntags eine rote Blume im Knopfloch trug, wie sie hier auf der Insel nicht wuchs. Da hatten auch ein paar Mädchen den Kopf nach ihm gedreht. Unter ihnen die Eine, die Hilgart hieß und aus der großen Stadt gekommen war. Sie hatte ihn den „Inselaner" genannt. Ein verrücktes Wort! Aber sie hatte den Mund allerliebst verzogen, wenn sie es sagte; darüber hatte er lachen müssen. Er hatte auch schon einmal überlegt, wie Hilgart in der Tracht seiner heimischen Insel ausschauen und ob der schwere Schmuck von Mutter und Großmutter nicht zu gewichtig an ihrer zierlichen Figur niederhängen würde; auch, ob sie den Platz vor der Tür so sauber halten würde, wie Mutter es immer getan, und von Blumen eingefaßt, unter denen auch rote sein sollten.

Ja, alle solche Gedanken waren ihm gekommen, bis er jene Fahrt mit Steffen Matz unternahm, zwischen den Inseln durch, auch an der Hallig vorüber, die sie eine „sterbende Insel" nannten, weil die See sie nun bald würde verzehrt haben. Sie sollten an der großen Insel anlegen und allerlei Waren hinüberbringen von der kleinen Handelsstadt mit dem versandeten Hafen. Unter den Waren waren ein paar kleine Ackermaschinen gewesen, denn auf der Insel wurde ein guter Gemüse- und Kornbau betrieben, auch einen kleinen Motor hatte man mitnehmen müssen und eine Kiste mit Wein. Abendmahlswein für den Pastoren drüben. Es waren mehr als sechs Flaschen gewesen. „Eine weniger täte es für die frommen Seelen wohl auch," hatte Steffen Matz mit einem zugekniffenen Auge gesagt, und als er noch nicht begriffen und nichts darauf erwidert hatte, hatte er den Satz wiederholt, und dann war von seinen Augen nur ein Schlitz noch zu sehen. Kalt war die Fahrt gewesen so früh im Jahr. Der Wind hatte hart gegen sie gestanden. Sie hatten mehr als einmal kreuzen müssen, und das Wasser war über Bord gegangen, auch über ihre Jacken. Er hatte für seine Person an das Ölzeug nicht gedacht. Er war ja noch jung. Ein fester Schluck mußte gut tun und Einem wie Feuer durch die Adern rinnen und alles Blut wieder in Bewegung bringen. Zum Teufel, warum stand die Kiste Einem auch so nahe, daß man mit dem Fuß daran stoßen mußte, und warum war sie nur mit Schrauben geschlossen? Die konnte man in einem Nu herumdrehen, und man drehte sie herum. Da lagen die Flaschen nebeneinander, sauber in Strohhülsen verpackt. Lauter bis zum Rande gefüllte Flaschen. Er hatte eine in die Hand genommen; nur wie zum Spiel. Und der Wind war noch stärker gekommen, und die Wellen noch eisiger. Da hatte man der einen Flasche den Hals gebrochen. Der Wein hatte seine Schuldigkeit getan an den verfrorenen Männern. Heiß wie Glut war er ihnen die Kehle hinuntergerollt und hatte in ihnen Glut entzündet. Man fühlte Wind und Wasser nicht mehr;

aber man fühlte etwas anderes: „Das war Kirchenwein.“ Das war Blutwein. Das war der Herzsaft, den der Heiland tropfenweise für die Menschheit hingegeben hatte zum Opfer, und man hatte ihn gestohlen, und man war aus dem Opfer herausgefallen, das doch die Welt zu umschließen bestimmt war. Allmächtiger Gott! Man hatte sich versündigt an dem Blut des Herrn, und das Blut in den eigenen Adern wurde noch kälter, als es vordem gewesen war.

Das Haar auf dem Kopfe hatte sich ihm in Angst emporgerichtet. Schweißtropfen hatten daran gehangen. Er hatte den Heiland verlästert, und wenn er auch die Idee mit einem Lachen von sich hatte schieben wollen, sie war doch wieder da, fester, einleuchtender als vorher.

Sie war da, wenn er in Zukunft an Hilgart denken wollte. Sie war da, wenn er zur Kirche mit dem Glockenturm hinübersah, sie war da, wenn er die Bretter an einem Leiterwagen zusammenschlug. Sie war da!

Es war natürlich, daß das Lachen ihm schon in den Augenwinkeln zerdrückt wurde, daß er mit den Mädchen nicht mehr zu reden wagte, daß er am Rock keine rote Blume mehr trug. Ebenso begreiflich aber war es auch, daß Hilgard das Gesicht von ihm wandte, wenn er ihr begegnete, und zu einem Andern gesagt haben sollte: „Es ist ein Schatten über den Insulaner gefallen; man kann sich vor ihm fürchten.“ Das war wieder eines jener Worte, die einem nachgingen.

Er war nach der Gesellenzeit wieder auf die Insel gekommen. Wo anders hätte er leben sollen? Das Haus der Mutter war noch da, wenn er auch allein darin lebte. Der Platz vor der Tür war blumenlos, und die kleine, weiße Tür, die sich so leicht in den Angeln schwang, vergaß er im Frühjahr neu zu streichen. Es hatte ja alles keine Bedeutung für einen Mann, auf dem ein Schatten lag.

Jens Jensen ging am Strande entlang, in Grübeln verloren, wie es die Art dieser Inselbewohner ist. Er stieß mit dem Fuß an ein paar Bohlen und Fässer, die vom Sturm der Nacht hier angetrieben waren. Dann aber bückte er sich und trug die Bretter zur Höhe der Insel empor. Sie konnten ihm helfen, den kleinen Steg über den Priel wieder zu festigen, der im letzten Winter zu Schaden gekommen war. Er wollte nicht schuld sein, wenn da ein Mensch hinunterstürzte.

Bei dem Bücken und Ziehen aber, bei dem Tragen und Heben kam ihm, wie durch die Stetigkeit der Bewegung eingegeben, immer wieder ein Gedanke, der ihm in stillen Stunden schon oft nahegetreten war. Wie, wenn er den Heiland zu versöhnen suchte, wie, wenn er sich vor ihm niederwürfe mit dem Bekenntnis seines Vergehens? Aber er schüttelte im gleichen Moment den Kopf. Der Heiland, den sie den Menschensohn nannten, war hoch und fern und fremd. Man konnte nicht vor ihm niederfallen, wenigstens nicht, wenn man auf dieser kargen und rauhen Insel geboren war. Man mußte durch eine Welt von ihm getrennt bleiben!

Aber wahrhaftig, da kam mehr und mehr Strandgut herangeschwemmt. Der Sturm mußte mehr als ein Fahrzeug begraben haben. Nun schwammen die Überbleibsel hier herum wie Leichen. Da ein Schuh, da eine Strickleiter, da ein kleiner Kasten, in dem sich vielleicht noch ein paar Zigarren befanden. Mit Hilfe des langen Hakens, den er mit herausgenommen hatte, zog er alles zu sich auf den feuchten Sand. In dem einen Schuh konnte auch niemand mehr zum Heil oder Unheil durch die Welt laufen. Die Strickleiter warf er zu den Brettern, den Kasten nahm er in die Hand. Nein, Zigarren konnten nicht darin sein, dazu war er zu schwer.

Er schlug den Deckel zurück und hätte fast im gleichen Augenblick den Kasten wieder fallen lassen; denn von einem Bündel zusammengefalteter Briefe und einer alten Kupfermünze, die zu ihrer Beschwerung gedient haben mochte, sah ihn ein kleines Kruzifix an. Ohne Zweifel war es eine Liebesgabe, die ein zur See Fahrender von daheim mitbekommen hatte, ein Talisman oder ein Zeichen frommer Gemeinschaft. Durch das Hin- und Hergeschleudertwerden des Kastens und der Metallmünze jedoch waren die Arme zerbrochen und hingen nicht mehr am Stamm des Kreuzes. Das geneigte Haupt schien dadurch noch um so erbarmungswürdiger herabgesunken zu sein. Ein neues Leid war ihm angetan; diesmal nicht von den Menschen, sondern von den Elementen selber.

Jens Jensens Hände zitterten. Er wagte nicht die verstümmelten Arme oder die Gestalt des Heilands zu berühren. Er schloß behutsam den Kasten, um ihn heimzutragen und in die Truhe zu schließen, in der der Silberschmuck der Mutter lag. Fast hätte er vergessen, ah den Strand zurückzukehren; dann aber fielen ihm die dort angetriebenen Bohlen und der zerbrochene Steg wieder ein, und er schaffte bis zum Abend.

Als er jedoch in der kleinen Stube mit den Kachelwänden saß, war es ihm, als umschlösse sie etwas Besonderes, eine größere Wärme, eine tiefere Stille, ein leises Verbundensein mit — nein, das war unmöglich; dennoch tat er die Truhe auf und zog den Kasten hervor, in dem das Kruzifix lag. Es war genau wie am Morgen; nur bewegte ihn der Anblick der gebrochenen Glieder noch stärker. Ein Schauer lief durch seine Gestalt. Er berührte mit den Fingern vorsichtig die Bruchflächen. Es war ihm, als untersuche er eine Wunde. Zusammenzufügen waren diese Arme nicht mehr; aber wenn man sie ergänzte, wenn man sie wiederherstellte, wenn man dem Heiland mit dem geneigten Kopf einen Dienst leisten dürfte, einen noch so geringen! Sie hatten immer die Geschicklichkeit seiner Hände gelobt. Wenn er einmal ein paar Stunden opferte für den, der das große Opfer gebracht hatte! Mit einem tiefen Seufzer schloß er für diesmal die Truhe.

Er ertappte sich aber dabei, daß er sie allabendlich wieder öffnete, das kleine Kunstwerk auf seiner Handfläche hielt, die feinen Hölzer in Gedanken durchging, die zu ihm vielleicht passen würden, und daß er in einer heimlichen Stunde bei herabgelassener Gardine probierte, mit dem Schnitzmesser, das er so lange nicht gehandhabt hatte, und das anfangs nur schwerfällig seiner Hand gehorchte. Allein, das besserte sich von Tag zu Tag, und es gab nun in Jens Jensens Dasein einen Werktag, der der Arbeit draußen in dem Schuppen hingegeben war, wo er an Leitern und Wagen und Seemannskisten hantierte, und einen Sonntag; denn jeder Abend schien zum Sonntag zu werden, wenn er still an der feinen Schnitzerei saß mit hochgezogenen Knien, mit sorgsam prüfendem Blick, mit Händen, die immer feiner zu formen verstanden. Eine Helle lag über diesen Sonntagsstunden, die er keinem hätte beschreiben können, die sich aber über sein Gesicht ergoß und auf dem

Grund seiner Augen lag, so daß der alte Schiffer Frersen den eisgrauen Kopf schüttelte: „Man kennt dich nicht wieder, Jens!“

Jens kannte sich selbst nicht wieder, nicht die feine Glut, die sein Herz durchströmte, nicht die Gedanken, die über seinem stillen Schaffen ihm durch das Hirn gingen, und die mit dieser Welt wenig zu tun hatten und ohne Zweifel schon von der Berührung mit des Heilands armen, toten Gliedern ausgingen. Er hätte fast gewollt, diese Arbeit nähme kein Ende; aber eines Tages lagen doch die zwei Heilandsarme, die ausgestreckten und im Tode gebrochenen Arme vor ihm, und er brauchte sie nur noch fein und sorgsam anzufügen. Er tat es mit einem leisen Zittern; aber sie paßten genau an die Bruchstellen und reichten hinauf ans Kreuz; nur ein schmaler, dunklerer Strich hob sich von ihnen ab. Jens Jensen bedeckte die Augen mit der Hand; als er sie wieder herabnahm, schienen die Augen des Heilands auf ihn gerichtet zu sein, und sie lächelten, ja, trotzdem sie gebrochen waren, verstanden sie zu lächeln. Etwas fiel von Jens Jensen ab, etwas, das in einer fernen, dunklen Stunde über ihn gekommen und ihn zu jenem Schattenmenschen gemacht hatte, der er so lange gewesen war. Der Heiland hatte ihm verziehen, verziehen die weit zurückliegende Stunde eines freventlichen Spiels, verziehen die Dumpfheit der Jahre, verziehen das zugeriegelte Herz!

Jens Jensen stand auf und trat vor den kleinen, in die Wand eingelassenen Spiegel, um die eine Kerze zu entzünden, die sonst nur am Heiligen Abend brannte. Ihr flackernder Schein lief hin über die weiße Gestalt des Erlösers, über seine Arme, seine Schultern, das geheimnisvoll lächelnde Antlitz, das immer verklärter wurde, von dem alles hinwegschmolz, das an Menschenleid und Schuld erinnerte. Und Jens Jensen ließ die Kerze herunterbrennen, bis ihr gelbes Wachs niedertropfte und sie alles Dunkel aufgezehrt hatte. Ihm war zumute wie einem Blinden, dem die Augen wieder aufgetan sind.

Am nächsten Abend trug Jens Jensen das Kruzifix in das Pastorat hinüber. Es sollte, wenn der Pastor damit einverstanden war, in der Kirche seinen Platz finden. Er hätte nicht gewagt, es für sich allein zu behalten, denn das Opfer, das große, allumfassende Opfer, war ja für alle miteinander gebracht. Der Pastor trat ihm überrascht entgegen. Es war nicht mehr der alte, dem man den Kirchenwein weggetrunken hatte, sondern ein junger, mit suchenden Augen. Jens Jensen erzählte ihm nicht die Geschichte seiner Schuld. Was ging die einen Fremden an? Er sagte nur einfach: „Der Heiland und ich haben etwas miteinander gehabt, durch Jahre hindurch. Nun sind wir versöhnt. Ich wollte, er fände seinen Platz dort, wohin er gehört.“ Und er nahm seine Mütze wieder vom Stuhl. Der Pastor hob den Kopf auf vom Betrachten der seltsamen und schönen Arbeit. „Es ist ein feines Stück“, versetzte er, „und über dem Harmonium ist eine kahle Stelle, die niemandem etwas zu sagen hatte. Das wird in Zukunft anders werden.“

Es wurde anders, nicht nur mit dem Platz an der Wand, sondern auch mit der letzten Kirchenbank, auf der Jens Jensen seinen Platz gefunden hatte. Unter dem dunklen Gebälk konnte er gerade auf die Gestalt des Heilands sehen, mit der ihn so viele feine Fäden verbanden, der sein Erlöser war und der aller Welt zugleich. Und wenn bei der Verteilung des Abendmahls der Prediger für eine Minute den silbernen Kelch hochhob, daß sich das Licht in dem purpurnen Wein spiegelte, so brauchte Jens nicht die Augen abzuwenden; denn der Heiland hatte sein kleines Opfer angenommen, er, der das große Opfer gebracht hatte. Da fingen um das Haus von Jens Jensen auch die Blumen zu blühen an, und er zimmerte eine Bank dicht hinter der sich schwingenden Pforte, von wo man auf das Watt blicken und das feine Gären des Schlammes hören konnte. Wenn dann der Himmel in Purpurgluten strahlte und den Widerschein weit auf die Wogen warf, daß man die Augen davor schließen mußte, konnte es ihm geschehen, daß er glaubte, eine zierliche Gestalt auf sich zukommen zu sehen, von fern, ganz fern. Er hätte aber nicht zu sagen gewußt, ob es die von Hilgart war oder eine andere. Er lächelte, bückte sich und brach einen Stengel der blauvioletten Bondestabe und trug ihn ins Haus, in das Haus, in dem der Friede wohnte und das vielleicht, wer konnte es sagen, auch dem Glück einmal die Tür aufmachen würde.

Kiel Emma Müllenhoff

Die evangelische Kirche während der Olympia-Festwochen

Zur Organisation der kirchlichen Veranstaltungen während der Olympia-Festspiele in Berlin (1.—16. August) war ein besonderer Ausschuß gebildet worden, an dessen Spitze der frühere Auslandspfarrer Konsistorialrat D. Schubert stand. Neben der offiziellen „Deutschen-Evangelischen Kirche“ beteiligte sich auch ein Teil der Freikirchen und eine Reihe der freien kirchlichen Verbände an dieser Arbeit. Es entspricht der gegenwärtigen Lage innerhalb unserer evangelischen Kirche, daß es mit dieser sozusagen kirchenamtlichen Arbeit nicht sein Bewenden hatte; neben sie traten die „Bekennende Kirche“ und die „Deutschen Christen“ mit allerhand Sonderveranstaltungen. Man kann das bedauern, namentlich wenn diese Sonderveranstaltungen zu gegenseitiger Polemik benutzt wurden, was zuweilen geschah; anderseits war es aber vielleicht auch ganz richtig, daß nicht den Gästen aus Ausland und Inland zuliebe eine Einheit vorgetäuscht wurde, die doch nicht vorhanden ist. So bot jedenfalls die Gesamtheit der kirchlichen Veranstaltungen in dieser Zeit ein deutliches Bild von dem gegenwärtigen Zustande des deutschen Protestantismus überhaupt, in seiner erfreulichen Vielgestaltigkeit und in seiner bedauerlichen Zerrissenheit.

Mittelpunkt der amtlich-kirchlichen Arbeit war ein in unmittelbarer Nähe des Reichssportfeldes errichtetes großes Zelt, das ungefähr 2000 Menschen faßte, und in dem Abend für Abend Veranstaltungen stattfanden; ein zweiter Mittelpunkt war die Berliner Dreifaltigkeitskirche. Die Bekennende Kirche hatte sich als Stätte für ihre Arbeit die Schöneberger Apostel-Paulus-Kirche gewählt, an der einer der Führer der Bekennenden Kirche, Pfarrer v. Rabenau, wirkt; die Deutschen Christen tagten in der Kaiser Wil-

helm-Gedächtniskirche, die trotz des an ihr tätigen bekannten Pfarrers Jacobi infolge der Mehrheitsverhältnisse ihres Gemeindekirchenrats als „deutschchristliche" Kirche bezeichnet werden kann. Eine Ausstellung neuer deutscher Kirchenkunst fand während der ganzen Zeit in den Räumen des Kunstdienstes in der Nähe der Matthäikirche statt.

Vor allem waren die gesamten kirchlichen Veranstaltungen natürlich für die ausländischen Gäste bestimmt. Wie weit solche ausländischen evangelischen Christen an den Versammlungen, Gottesdiensten und Vorträgen wirklich teilgenommen haben, läßt sich schwer sagen; einige werden ja wohl dagewesen sein, aber sicher nicht sehr viele. Gäste aus Deutschland waren zahlreicher, und es fehlte bei den Versammlungen auch nicht an Jugend; immerhin wurde das Gros der Besucher durch das übliche Kirchenpublikum gebildet, angesichts dessen der Gedanke, daß es sich um Olympia-Veranstaltungen drehte, etwas seltsam anmutete. Doch war im ganzen der Besuch gut, und wenn auch zum Stadion Hunderttausende strömten, während es sich hier nur um Tausende handelte, so waren diese Tausende doch immerhin Tag für Tag da und sorgten dafür, daß im Rahmen des gewaltigen Festbetriebs die Stimme der Kirche nicht ganz ungehört verhallte.

Der speziellen Frage, wie sich evangelisches Christentum zu dem Gedanken des Sports im allgemeinen und der Olympiaspiele im besonderen verhält, waren nur verhältnismäßig wenige kirchliche Veranstaltungen gewidmet; so natürlich vor allem der Eröffnungsgottesdienst im Dom am 1. August, wo Generalsuperintendent D. Zoellner predigte, und eine Abendandacht in der Apostel-Paulus-Kirche, in der Pfarrer Müller (Dahlem) in schlichter, aber ernster und eindrücklicher Weise Bejahung und Abstand gegenüber dem olympischen Gedanken darlegte. Leider fehlte es an wohlfeiler Allerweltsbegeisterung in manchen Gottesdiensten auch nicht, doch seien die Namen der hier in Frage kommenden Kirchen und Prediger mit Schweigen übergangen.

In der Dreifaltigkeitskirche, jenem berühmten Gotteshause, zu dessen Predigern Schleiermacher, Pank, Dryander und Lahusen und zu dessen bewußten Gemeindegliedern Bismarck und Hindenburg gehört haben, fand in der ersten Festwoche eine laufende Vortragsreihe statt, gehalten im wesentlichen von Professoren, die zwar der Bekennenden Kirche angehören oder nahestehen, aber den amtlichen Kirchenausschüssen ihre Mitarbeit nicht versagen. Behandelt wurde das Bekenntnis zum Schöpfer (Frick), zum Sohn Gottes (Schreiner), zum Heiligen Geist (Lütgert) und zum Dreieinigen Gott (Julius Richter), ferner der Gottesglaube im Alten Testament (Sellin). Es war auch ein Vortrag über den Gottesglauben im Neuen Testament vorgesehen gewesen, und ihn sollte Professor v. Soden (Marburg) halten; dieser hat aber, angesichts noch bestehender Gegensätze zwischen Bekennender Kirche und Kirchenausschüssen, verzichtet. Diese Vorträge waren durchweg am wenigsten gut besucht; die gar nicht große Kirche war zu einem Drittel bis höchstens zur Hälfte gefüllt. Und doch boten sie theologisch außerordentlich viel, vor allem der Vortrag Fricks, der die beiden Fragen erörterte: „Welches Licht fällt vom Glauben an den Schöpfer auf die Schöpfung?" und: „Welches Licht fällt von der Schöpfung auf den Schöpfer?" Dabei wurde Schöpfung stets im doppelten Sinne als Natur und Geschichte verstanden, und die verschiedene Stellung dieser beiden Größen zu den genannten Fragen festgestellt. Besonders eindrücklich war es, wie der Redner Jesu Haltung zur Natur und zur Geschichte herausarbeitete und daran das eigentliche Wesen christlichen Schöpfungsglaubens erläuterte. Es war ein Vortrag voller Tiefe und Freiheit, so wie sie einem im gegenwärtigen theologischen Leben nicht allzu häufig begegnen. Aber auch die anderen Vorträge dieser Reihe hatten wertvollen Gehalt, so das starke Predigtpathos Schreiners, die geistvolle, sozusagen elegante Vortragsart Lütgerts, die gründliche, ruhige Forschungsarbeit Sellins und das farbige Bild, das Julius Richter auf Grund ausgedehntester eigener Erfahrungen von der Missionsarbeit entrollte. Gerade gegenüber manchen Verkrampfungen innerhalb der heutigen Missionstheologie (man denke an Johannes Witte; vergl. Nr. 13) wirkte diese lebendige, unreflektierte Darstellung außerordentlich sympathisch. An einen der Vorträge schloß sich ein Kirchenkonzert an, in dem die neuerbaute „Hindenburg-Gedächtnisorgel" vorgeführt wurde; trotz des vielen Schönen, was in ihm geboten wurde, konnten freilich die ernsten Bedenken, die gegen den mangelnden sakralen Charakter der Steinmayer-Orgeln bestehen, nicht ganz zerstreut werden.

Waren so die Vorträge in der Dreifaltigkeitskirche wissenschaftlich sehr befriedigend, aber wenig gut besucht, so lagen die Dinge in der Apostel-Paulus-Kirche fast umgekehrt. Das riesige Gotteshaus war Abend für Abend nicht nur überfüllt, sondern es mußten auch Parallelveranstaltungen mit denselben Rednern in der ebenfalls recht großen Zwölf-Apostel-Kirche stattfinden, um die Menge der Besucher zu fassen. Als sehr wirkungsvoll erwies es sich, daß die Vorträge in einem gottesdienstlichen Rahmen eingeordnet waren; so wehte nicht die kühle akademische Luft wie in der Dreifaltigkeitskirche, sondern man fühlte sich eingegliedert in wirkliches evangelisches Gemeindeleben. Gegen den theologischen Inhalt der Vorträge freilich sind schwere Bedenken zu erheben. Pfarrer Jacobi gab einen Überblick über die Geschichte der evangelischen Kirche in Deutschland, im wesentlichen nach dem Barthschen Schema, wonach nur Reformation und Orthodoxie das Evangelium rein bewahrt haben, während bereits mit dem Pietismus der Verfall einsetzt, der sich darin äußert, daß man Gott, Sünde und Gnade nicht mehr ernst genug nimmt. Denselben Ton schlug Lic. Bonhoeffer (Stettin) an, und zwar illustrierte er seine Darlegungen an einigen Kirchenliedern. Schon mit Paul Gerhard beginnt nach ihm der Abstieg; Pietismus, Aufklärung und 19. Jahrhundert führen immer weiter nach unten, und erst in der Gegenwart, z. B. in den Liedern Heinrich Vogels (!), beginne man sich wieder auf die reformatorische Höhe zu erheben. Der Redner suchte diese seine Meinung an der Hand der gewählten Kirchenlieder zu beweisen, was ihm insofern auch gelang, als er in Auswahl und Zitierung die denkbar größte Willkür walten ließ, sich z. B. nicht scheute, aus der ersten Hälfte einer Strophe irgend etwas nachzuweisen, während er die das Gegenteil besagende zweite Hälfte wegließ usw. Wenn man bedachte, daß es sich hier um einen Schüler Harnacks handelte,

so konnte man angesichts solcher „Geschichtsbetrachtung" sehr traurig werden. Im Grunde ging auch der dritte Redner, Professor Iwand (Königsberg) in derselben Linie; er schilderte die evangelische Kirche als die „Kirche des Wortes" sehr eindringlich, oft in die Tiefe dringend und mit großem Ernst, aber auch mit einer gefährlichen Neigung zur Verengung. Wenn er mit Nachdruck betonte, daß die wahre Kirche den Arm des Staates niemals nehmen dürfe, so konnte man als Hörer die stille Frage nicht unterdrücken, warum sie dann das Geld des Staates nehmen darf; und der Satz „Gott liebt nichts als seinen Sohn" dürfte neutestamentlich schwer zu begründen sein. Alles in allem: in der Dreifaltigkeitskirche wertvolle, wissenschaftlich aufgeschlossene Theologie, aber nur eine kleine Zuhörerschaft; in der Apostel-Paulus-Kirche enge und sehr anfechtbare Theologie, aber starke religiöse Kraft und eine mit größter Andacht lauschende riesige Gemeinde. Dieser Tatbestand muß im Hinblick auf die Zukunft der evangelischen Kirche die schwersten Bedenken erregen.

Wieder anders war die Atmosphäre im „Olympischen Zelt". Hier waren vor allem unter den Besuchern die „Stillen im Lande" vertreten, die Anhänger der Gemeinschaftskreise und die ihnen verwandten schlichten Gemeindechristen, die weder an der Theologie noch am Kirchenkampfe sehr interessiert sind, aber mit größter Bereitwilligkeit alles aufnehmen, was religiöse Wärme und Innigkeit atmet. Rührend war z. B. die Art, wie der indische Pastor Franklin, dessen Rede Satz für Satz verdolmetscht werden mußte, in innigste Freundschaft geradezu eingewickelt wurde. Wie denn überhaupt dieser der äußeren Mission gewidmete Abend (3. August) besonders erfolgreich war. An einem anderen Abend (8. August) stellte sich auch die offizielle Kirche dieser Versammlung vor; Professor Ellwein sprach für den Reichskirchenausschuß, Landesbischof Johnsen (Braunschweig) über das Männerwerk und Lic. Meta Eyl über die Frauenarbeit. Letztere hatte den stärksten Erfolg, da sie intellektuelle Tiefe mit religiöser Wärme gut zu vereinigen verstand; Johnsens Rede hatte mehr die Art einer Evangelisationsansprache, und Ellwein betonte die Abhängigkeit der Kirche von der politisch-geschichtlichen Situation so stark, daß man für die Reinheit der Evangeliumsverkündigung doch etwas fürchten mußte, zumal der Redner auch ausdrücklich feststellte, daß die evangelische Kirche bisher kein Bekenntnis besitze. Die die Vorträge umrahmenden musikalischen Darbietungen standen auf bemerkenswerter Höhe.

Endlich sei noch des Gottesdienstes vom 9. August in der Dreifaltigkeitskirche gedacht, wo der Führer des österreichischen Protestantismus, Superintendent Heinzelmann, über Lucas 12, 49 predigte, über den Herrn, der gekommen sei, „ein Feuer zu werfen über die Erde." Bemerkenswert war die psychologische Art, mit der der Prediger auch der Person Jesu gegenübertrat — man hört so etwas heute selten; vor allem aber machte es tiefsten Eindruck, wie er bei aller Bejahung des olympischen Gedankens den alle Völkerschranken überwindenden Universalismus der christlichen Liebe herausarbeitete; gewiß sei der Friedensschluß zwischen Deutschland und Österreich vom 11. Juli mit größter Dankbarkeit zu begrüßen, aber unter den wahren Christen diesseits und jenseits der Grenze habe es nie Feindschaft gegeben. „Als Knaben haben wir dereinst in vergangener Zeit gesungen in dem alten Kaiserliede:

Heilige Flamme glüh',
Glüh' und verlösche nie
Fürs Vaterland;

heute singen wir als Christen gleichsam auf eine neue Melodie:

Heilige Flamme glüh',
Glüh' und verlösche nie
Zum Heil der Welt."

Man könnte zu dieser Predigt manches sagen, auch manches Kritische; aber die gesamte große Gemeinde hatte angesichts der Predigt und angesichts des Predigers das Gefühl, daß hier etwas von der siegreichen Macht des Evangeliums Wirklichkeit geworden war. —

Über die Fortsetzung der Veranstaltungen in der Apostel-Paulus-Kirche und im Olympischen Zelt, sowie über die Versammlungen der Deutschen Christen das nächste Mal.

Berlin-Lichterfelde Hans Schlemmer

Ein österreichischer Heimatroman

St. Johann in der Wüste. Von Lorenz P. Herzog. Leipzig, Staackmannn. 275 S. 4 M. und 5 M.

Unter den fünfzehn evangelischen Pfarrgemeinden, die jetzt in dem Bundesland Niederösterreich bestehen und die fast alle erst in der Zeit nach 1860 entstanden sind, gibt es zwei, deren Gründungszeit bis in die Tage Kaiser Josephs II. zurückreicht: die beiden „Holzknechtsgemeinden" Naßwald und Mitterbach. Sie entstanden bald nach der Veröffentlichung des Toleranzpatentes 1781 und bildeten lange Zeit die einzige evangelische Pfarrgemeinde des Landes: Mitterbach als Muttergemeinde, Naßwald als Filiale.

Die Geschichte dieser Gemeinden hat in den letzten Jahren die Phantasie zeitgenössischer Schriftsteller stark beschäftigt und in beachtenswerten Büchern ihren dichterischen Niederschlag gefunden. Naßwald — mit der eigenartigen und knorrigen Gestalt des „kaiserlichen Schwemmeisters" Georg Hubmer — zuerst („Der Raxkönig" von Ottokar Janetschek), neuerdings Mitterbach. Der Roman von Herzog „St. Johann in der Wüste" darf den Namen eines österreichischen Heimatromans mit gutem Grunde in Anspruch nehmen und auf ein Interesse rechnen, das sich nicht auf Österreich und dessen Protestanten beschränken sollte. Wer Peter Rosegger kennt und schätzt, wird auch an diesem Roman seine Freude haben. Der Verfasser, selbst kein Protestant, erzählt mit einfühlendem Verständnis und fortreißender Gestaltungskraft, wie es zur Gründung der lutherischen Kolonie am Fuße des Ötscher kam. Holzknechte aus dem Salzburgischen, die in ihrer Heimat die Ketzerei mit der Muttermilch eingesogen haben, werden in die niederösterreichischen Wälder nahe dem Wallfahrtsort Mariazell gerufen, um Holz zu schlägern für die Kaiserstadt Wien. Es ist die Zeit Maria Theresias, in der noch immer, seit anderthalb Jahrhunderten schon, evangelischer Glaube mit unerbittlicher Strenge verfolgt wird. Aber die Zugewanderten, standhaft und zäh, wie sie sind, lassen nicht ab von ihrem Bekenntnis. Zwar gründet das Stift Lilienfeld, um die Widerstrebenden zu gewinnen, eine eigene Seelsorgestelle, „St. Johann in der Wüste", aber der Pfarrer hat einen schweren Stand: es gelingt ihm nicht, die hartschädeligen, stiernackigen Ketzer zu beugen. Der versteckte, oft tragische, alle Lebensbeziehungen erfassende Kampf der ehemaligen Salzburger, die ihren Schatz bewahren wollen, mit den Einheimischen, denen lutherischer Glaube heidnischer Greuel ist, und die doch die Tapferkeit und Treue der in der neuen Heimat sich immer fester Verwurzelnden anerkennen müssen, bildet den eigentlichen Inhalt des Romanes, der mit einer sehr eindrucksvollen Szene, der feierlichen Kundmachung des Toleranzpatentes Kaiser Josephs, vom Leser Abschied nimmt und das Morgenrot einer neuen Zeit gerade erst anbrechen läßt.

Villach. Johannes Heinzelmann

Vorchristliche Texte des griechischen Alten Testaments

Two Biblical Papyri in the John Rylands Library. Von C. A. Roberts. Manchester 1936. 62 S., 2 sh. 6 d.

Als vor kurzem in den Chester Beatty Papyri (siehe CW 1935, Sp. 154 ff.) Septuagintateile von 150 n. Chr. ans Licht traten, begrüßte man diese ältesten Zeugen als etwas Außerordentliches. Und doch ist am 21. Juli ds. Js. eine um volle 300 Jahre ältere Fragmentenreihe herausgegeben worden: Texte des 5. Buch Mosis, Bruchstücke aus dem 23. bis 28. Kapitel, vier größere und vier kleine Stücke. Diese Texte sind nur noch 100 Jahre von den aus der Hand der Übersetzer hervorgegangenen Urschriften entfernt, dagegen mehr als ein halbes Jahrtausend von den großen Handschriften, auf denen unsre gedruckten Texte beruhen. Als der Apostel Paulus seine Bibel las, da war das ehrwürdige Dokument, dessen Fragmente wir jetzt lesen, längst einer uns seltsam bedünkenden Verwendung zugeführt worden. Es lohnt, die Geschichte zu erzählen; sie wird den Meisten unter uns Neues berichten.

Die Tausende und Abertausende ägyptischer Papyrusrollen-Bruchstücke, die der Sand dort wohlerhalten in unerschöpflicher Fülle spendet, haben eine eigne Wissenschaft geschaffen. Schreibstoff, Schreibstil, die Buchmoden des Papiers, alles ermöglicht jetzt, gefundene Bruchstücke aus scheinbar hoffnungsloser Zertrümmerung lesbar zu machen und vor allem alles fast auf das Jahrzehnt genau zu datieren.

Bei alttestamentlichen Dokumenten sind wir darum manchmal am besten daran, weil die Juden gottesdienstliche Schriften, wenn sie abgängig geworden waren, nicht vernichten oder auch nur wegwerfen durften, sondern sie in die bei den Synagogen vorhandene Rumpelkammer (genizah) zu verbringen hatten. Aus einer solchen ist vor 40 Jahren fast zwei Drittel des verschollenen hebräischen Urtexts der Weisheit Jesu Sirachs in fast dem Zustand aufgetaucht, in dem es damals weggelegt worden war. Nicht immer wurden die – für uns Heutigen segensreichen – Bestimmungen eingehalten. Denn weithin war die vorchristliche Diasporajudenschaft aus der Absonderung, die ja erst nach der Zerstörung Jerusalems ganz schroff wurde, in Sitten und Geist der sie umgebenden Umwelt hineingewachsen. Das beweist der neueste Fund. Man konnte ihm nicht sogleich ansehen, was er barg.

1917 kaufte Dr. Rendel Harris für die John Rylands Library in Manchester, die auch das vielbesprochene unerwartet alte Bruchstück des Johannes-Evangeliums besitzt, zwei Mumien-Kartonagen. Das sind mit Stoff überzogene bemalte Papiermache-Hüllen, die aus drei bis vier aufeinandergeklebten Lagen Altpapyrus bestehen, deren Überzug bemalt ist. Sie dienen zur Bedeckung von Kopf, Brust und Beinen der schon fest in Stoff eingehüllten Mumien. Löst man sie voneinander, was diesmal, glücklicherweise ohne Beschädigungen, nur drastisch in siedendem Wasser gelang, so hat man die Blatt-, Rollen- oder Buchreste frei zur Lesung. In den beiden Kartonagen fanden sich, neben Homer-, Tragiker-, Lyriker-, Historikerfragmenten, Rechnungen und Listen Überreste von mindestens vier Spalten griechischen Textes aus 5. Mos. Kap. 23 bis 28. Wir sehen, diese Juden in fernem Land, fern auch von den Mittelpunkten der Bildung, lasen unbefangen Klassiker neben der Schrift. Wir denken dabei an die aus aramäischen Papyri bekanntgewordenen, noch bedeutend früher lebenden Kolonisten, die in aller Harmlosigkeit ihrem überlieferten System von Glauben und Kirchenverfassung allerhand dazu wenig Stimmendes aus der Umwelt hinzugetan hatten. Und wir ersehen aus dem Fund so früher griechischer Bibeltexte, wie sehr die Kenntnis der Muttersprache geschwunden und der Sprachwechsel vorgeschritten war. Wollte man die Schriftlesung und Auslegung als Hauptstück des Synagogen-Gottesdienstes bewahren, so brauchte man eine griechische Bibel: Dies und nicht das bibliothekarische Vervollständigungsbedürfnis des Königs Ptolemaios II. Philadelphos war der Anstoß, die Übersetzung des Alten Testaments, die Septuaginta zu schaffen.

Die abgerissenen Bruchstücke erzählen uns ihre Geschichte selbst, wenn wir ihre Sprache verstehen. Einmal ist die Verwendung als Kartonage für die Zeitbestimmung wichtig: das geschah nur in den drei letzten vorchristlichen Jahrhunderten. Dann tragen die ursprünglich einseitig beschriebenen Stücke der Bibelrolle auf der Rückseite Spuren einer weiteren Verwendung vor der Benutzung als Pappdeckel: geschäftliche Aufzeichnungen in einer Schrift, die der der anderen Überreste gleichzeitig, aber jünger ist als die der Bibelrolle.

Das Wichtigste für die Forschung ist der Textcharakter der Fragmente. Wer an die griechische Bibel denkt, denkt zugleich an die großen ältesten Handschriften B (den Codex Vaticanus), A (den Alexandrinus) und so fort. A, aus dem 5. Jahrhundert, trägt jüngere Züge als B, der 100 Jahre älter ist. Nun ist die große Überraschung, daß der neue Text entschieden näher bei A als bei B steht, genau so wie auch die 300 Jahre jüngeren Chester Beatty Papyri. Soweit man auf diese erstaunliche Feststellung schon eine Antwort geben kann, muß sie lauten: also birgt sich in A, hinter den unverkennbaren Zügen späterer Beeinflussung durch jüngere Textgestalt, eine Traditionslinie, die bis in das Jahrhundert der Entstehung der Übersetzungen zurückreicht. Das paßt sehr schlecht zu dem, was wir, mindestens bei andern Bibelbüchern des Alten Testaments von A zu sagen wissen. Wichtig ist daher, daß in der Tat auch bei dem jüngeren Chester-Beatty-Fund (963), dessen Bruchstücke sich mit den unsern nicht decken, im 5. Mos. der Text sich von B am meisten entfernt. Unsre Handschriften haben eben für die einzelnen Bibelteile sehr verschiedene Vorlagen: wer das vergißt und gleichsam in Buchstaben oder Nummern von Handschriften denkt, denkt an der Sache vorbei.

Zuletzt sei gesagt, daß ein mit dem Unsern im wesentlichen übereinstimmender Bibeltext von 150 v. Chr. denen vorgehalten werden sollte, die im Stil der ungebildeten Aufklärung aller Zeiten ihre wirren Vorstellungen von Bibelverfälschung und Priestertrug vorbringen.

Koblenz Peter Katz

Der Vatikan und Ostasien

Eine bedeutsame Verfügung der römischen Propagandakongregation ist nur in ganz wenigen deutschen katholischen Organen erwähnt, die am 26. und 28. Mai 1936 ergangene Verfügung dieser höchsten Stelle katholischer Mission, wo-

nach es den Katholiken in Indien, Japan und China (d. h. den von der Mission bekehrten Landeskindern) nunmehr erlaubt sei, an den kultischen Feiern ihres Vaterlandes teilzunehmen, so in Japan am Kaiserkult, in China am Ahnenkult und der Verehrung des Konfuziusbildes. In der Zeitschrift „Die katholischen Missionen" (Augustheft 1936, S. 206 ff.) findet sich ein ausführlicher Text, in dem es u. a. heißt: „Noch in neuester Zeit erschienen gewisse bürgerliche Handlungen für die Katholiken" (in China, Japan und Indien) „unerlaubt, weil sie zu stark mit heidnischem und abergläubischem Beiwerk vermischt waren. . . Die katholische Kirche ist aber nun in den fernöstlichen Ländern so weit bekannt, daß ihr auch die Heiden das Recht zubilligen, Handlungen, die allmählich ihre ursprüngliche Bedeutung verloren haben, nach eignem Gutdünken zu deuten." Diese Deutung sieht nun im Wortlaut an einigen Stellen etwa so aus: „Frage: Kann man in unseren Missionsschulen die Aufstellung des Konfuziusbildes dulden, wenn es die zuständigen Behörden des Landes verlangen? Antwort: Ja! Frage: Wie haben sich christliche Schüler zu verhalten, die heidnische Schulen besuchen und an den Ehrenbezeugungen für Konfuzius teilnehmen müssen? Antwort: Man wird ihnen vertraulich sagen, sie möchten sich mit einer teilnahmslosen Anwesenheit begnügen..." Die Teilnahme an heidnischen Leichenbegängnissen, früher den Katholiken strengstens verboten, ist in Zukunft erlaubt, und sogar der Gruß vor den Toten soll geduldet werden. Auch in der „Instruktion an den apostolischen Delegaten in Japan über die Pflichten der Katholiken gegenüber dem Staat" wird den Schulkindern der pflichtmäßige Besuch der nationalen Tempel zur Verehrung des Kaisers und der Heroen erlaubt, der einen Akt der Vaterlandsliebe, aber nicht Religion darstelle.

Man wird die große Bedeutung dieser kultischen Freiheiten gar nicht würdigen können, wenn man nicht weiß, daß vor 230 Jahren der Papst Klemens XI. manche von den Jesuiten in Indien bei ihren Missionschristen geduldeten heidnischen Gebräuche verwarf und damit einem langen Streit in der katholischen Kirche um die sog. malabarischen Riten ein Ende machte.

Ein nicht genannter deutscher Beobachter spannt diesen Akt der römischen Kurie in den gebührenden weltpolitischen Rahmen und schreibt (in der „Tat", August 1936, S. 338 ff.: „Der Vatikan und der Mikado"): „Mit einem Federstrich werden päpstliche Dekrete außer Kraft gesetzt, die vor über zweihundert Jahren den ersten Christen in Japan und China die Beteiligung an der offiziellen Staatsreligion verboten... Pius XI. ändert den Kurs: die kultische Verehrung des japanischen Kaisers wie auch die des Konfuzius wird hinfort den katholischen Christen freigegeben, damit sie nicht in den Geruch der Staatsfeindschaft kommen... Rom hat etwas Ungeheures gewagt. Es hat ein großes Spiel begonnen, dessen Folgen noch gar nicht abzusehen sind... Soweit man aus den vorliegenden Entscheidungen der „Propaganda" und den Kommentaren im Osservatore Romano (vom 2. und 8. Juli) ersehen kann, fühlt sich Rom stark genug, die geistige Erneurung in Ostasien unter seinen Einfluß zu bringen... Sie ermöglichen der katholischen Aktion ihre eigentlichste Arbeit: die Personalpolitik... Es geht der Kurie diesmal weniger um die dogmatische Reinheit, um die Freiheit vom Verdacht, den Aberglauben zu dulden, als vielmehr darum, Einfluß zu gewinnen. Der Gedanke des Jesuitenordens hat sich in vollem Umfange wieder durchgesetzt... Damit hat der Vatikan seinen Frieden mit dem modernen Japan gemacht."

Daß die Frage, ob in Japan der sog. Staatsschinto religiösen oder nationalpolitischen Charakter habe, ob Christen sich daran beteiligen dürfen oder nicht, auch von Evangelischen lebhaft erörtert wird, darüber vgl. CW 1935, 508 ff. Die katholische Kirche kann sich stark anpassen; das erscheint als kluge Politik. Aber ob der Vatikan wirklich, wie der Mitarbeiter der „Tat" urteilt, durch jene Verfügung „in dem weltpolitischen Geschehen der nächsten Zeit eine Stellung bezogen hat, die unabhängig ist von den europäischen Machtinteressen", wird sich zeigen, ebenso, ob das katholische Christentum dauernden Gewinn von dieser Haltung hat.

Zuletzt legt jener Aufsatz dem Vatikan nahe, Konsequenzen für — Deutschland zu ziehen. Er fragt, „warum denn in Asien eine kultische Verehrung des Kaisers, der nationalen Heroen und eines alten Philosophen gestattet sein soll ... und warum es so abscheulich und so greulich ist, wenn heute das deutsche Volk in der Selbstbesinnung auf seine besten Traditionen eine glühende Verehrung für die Heroen seiner Geschichte wiederfindet, ja wenn es die Bezeugung nationaler Verbundenheit und politischer Hingabe in besonders feierlichen Formen vollzieht ...? ... Ist der ‚Glaube an das ewige Deutschland' verwerflicher als der Glaube an das göttliche Japan? ...

Wenn der asiatische Staatskult das katholische Gewissen nicht zu beschweren braucht, dann müßte es auch möglich sein, der nationalsozialistischen Weltanschauung das Lebensrecht zuzuerkennen und den Katholiken endlich unumwunden das Gewissen freizugeben, statt die Seelen zu vergiften." (S. 345—346).

Blick in die Welt

Weltanschauung und Religion

Ist das Christentum dem indogermanischen Norden artgemäß? Hauer läßt in seiner Zeitschrift unter dem Haupttitel „Aussprache" allerlei gelehrte Meinungen vortragen, die er dann in sogenannten „Nachbemerkungen" widerlegt. Prof. Strzygowski, der Altmeister indogermanischer Kunstgeschichte, erhält als erster das Wort (in „Deutscher Glaube", Juli 1936, S. 274 ff.) und behauptet in seinen Ausführungen, das Christentum sei im indogermanischen Norden artgemäß und nur „ein Ableger dieses gesunden indogermanischen Glaubens". Darauf erwidert Hauer in einem langen geschichtlichen Exkurs durch die vorisraelitische, israelitische und christliche Epoche, daß von keiner „Artgemäßheit" geredet werden dürfe. Daß das „Christentum auf Jesus zurückgeht, steht außer Frage. Jesus aber wurzelt, soweit er in einer Überlieferung steht, so sehr im Alten Testament und in der Religion des Judentums, daß hervorragende jüdische und christliche Gelehrte durch Vergleiche festgestellt haben, daß er an Ideen eigentlich nichts Neues gebracht hat ... Soviel ist sicher, daß auch bei Jesus keine Spur indogermanischer Überlieferung nachzuweisen ist... Sondern was wir hier sehen, ist eine Persönlichkeit, die mit seltener Tiefe und Wucht allgemein religiöse und sittliche Wahrheiten erfährt, erlebt und in Wort und Gleichnis gestaltet. Keineswegs aber in typischer indogermanischer Form, sondern wenn völkisch-rassische Maßstäbe hier angelegt werden dürfen, eher in jüdischer, also in vorderasiatisch-semitischer Form... Die Größe seiner Person ergreift das Gemüt. Wie kann es anders sein, als daß die Ursache dieses inneren Ergriffenseins in einer verwandten Geistesart oder in verwandtem Blute liegt? So wird auf Indogermanentum geschlossen. Aber dieser Schluß ist fraglich. Es scheint mir anders zu liegen... Nicht das verwandte Indogermanische spricht hier an, sondern ein Allgemeingültiges in jener Gestalt... Ist es nicht besser, wir erkennen die fremde Art, in der jene ewigen Wahrheiten auch in Jesus auftreten, ganz klar, und geben dann zu, daß dieser Mensch aus einer fremden Sphäre eine seltsam starke Wirkung auch im indogermanischen Bereich gehabt hat, und daß die Erklärung für diese Wirkung wo anders gesucht werden muß, als in der bluthaften oder seelisch geistigen Verwandtschaft? Daß nicht fremde Art uns wieder gefangen nehme, auch nicht in der Gestalt eines Jesus, ist ein Anliegen, das durch nichts gefährdet werden darf."

Das religiöse Artbild. Wilhelm Hauer greift wieder in die religiöse Diskussion ein. Wer glauben mochte, daß sein Ton minder scharf werde, hat sich geirrt. Er ist eher schärfer geworden. Wir zitieren aus einem Aufsatz (in „Deutscher Glaube", Juli 1936, S. 251 ff.): „Weltanschauung und Religion gehören seit langem zu den Gebieten des ‚reinen Geistes'. Ihr Ausgangspunkt und Ziel ist ‚die Wahrheit'. Wahrheit aber, so wird gesagt, hat mit biologischen Wirklichkeiten, mit Blut und Rasse nichts zu tun, sie ist allgemein gültig. Die Anschauung, die hier zugrunde liegt, ist die, daß im Menschen ein geistiges Organ sein, das sozusagen losgelöst oder mindestens unabhängig von dem leiblich-seelischen Gefüge die Wahrheit als solche ergreifen, oder, im Falle der Religion, durch eine unmittelbare Offenbarung von oben her rein und ein für allemal gültig zu empfangen vermag. Die extremste Ausgestaltung dieser Lehre ist die jüdisch-christliche Inspirationslehre, nach welcher der Künder göttlicher Wahrheit nur das willenlose Sprachrohr des heiligen Geistes ist... Ob einer Ehre höher schätzt oder Demut, Tapferkeit oder Sanftmut, Dienst am Volk und Reich oder mönchisches Leben und Streben nach einem überirdischen Reich, wird nicht von einem objektiven Maßstab bestimmt, sondern von dem elementaren Ja oder Nein, das mit Notwendigkeit aus der Wesensart eines Menschen aufsteigt... Die bloß wissenschaftliche Tatsachenwahrheit ist von logischen Gesetzen bestimmt und darum allgemein gültig. Die Überzeugungswahrheit ist von der Art bestimmt und gilt darum nur für diese Art... Tod als Strafe und paradiesisches Jenseits sind dem

vorderasiatisch-semitischen Menschen ebenso artgemäß, wie sie dem nordischen artwidrig sind..." Hauer geht noch auf die Mendelschen Erbgesetze, den Rassebegriff und die Rassenpflege ein. Wir können uns in dieser Kürze mit den mannigfachen Überschneidungen seiner Gedankenführung nicht auseinandersetzen. Manches scheint uns begrifflich fehlerhaft abgegrenzt. Er fährt fort: „Betrachten wir die Antworten, welche innerhalb einer und derselben Religion auf die verschiedenen religiösen Fragen gegeben werden ... so zeigt sich, daß sie alle miteinander eng verwandt sind. Dieses Gesamtbild einer Religion nenne ich das religiöse Artbild."

Was ist christlich? In einem Aufsatz über die unendlichen Feinheiten bei der Bestimmung dessen, was einzelne Menschen oder christliche Gemeinschaften für „christlich" ansehen, vertritt Professor Stewart Woodburne (am Crozer Theological Seminary) die These, daß die Unterschiede nicht etwa nur theoretischer Art seien. Wenn man zwischen mystischem und praktischem, orthodoxem und erlebnismäßigem, zwischen sakramentalem und natürlichem, kirchlichem und persönlichem, autoritärem und liberalem Christentum unterscheide, so seien das Unterschiede im Lebensgefühl. Die Gegensätze im Christentum seien unversöhnlich: „Die Orthodoxie kann nie die Sache christlicher Ethik vertreten... Die Unterschiede im Christentum sind grundsätzliche Unterschiede im Charakter und der Lebensart." (Religious Digest, August 1936, S. 57 ff.).

Der „sinnwidrige Führergedanke". In der „Deutschen Glaubensbewegung" hat sich manches geändert, worüber wir bereits berichteten (Sp. 659). „Die Deutsche Kirche", Zeitschrift der Deutschkirchler, stellt in ihrer Nummer vom 5. August (S. 240) fest, daß der „Führerwechsel in der Deutschen Glaubensbewegung doch einigermaßen verwirrend gewirkt habe". Sie zitiert aus „Deutscher Glaube" unter der Überschrift: „Der sinnwidrige Führergedanke" folgenden Satz: „Wir meinen, daß Religion — wenn man bei diesem Worte bleiben soll — im deutschen Raum keine wiederum religiöse Bevormundung verträgt, daß Propheten und ihre Priester für den Menschen deutschen Glaubens nicht nur überflüssig sind, sondern, daß für sie einfach kein Platz mehr da ist... Wir können aber auch keinen Reformator gebrauchen." Der Führer im religiösen Erlebnis fällt, wie der „Durchbruch" sich ausdrückt, „wegen Sinnwidrigkeit" aus. (Die Deutsche Kirche S. 240.) Interessant ist in diesem Zusammenhang die stille Meldung, daß Walter von Lingelsheim „Leiter", Wilhelm Schloz zum stellvertretenden Leiter geworden ist. (Vgl. CW Sp. 718).

Auch der Vatikan ergreift Besitz. Nach einer Meldung der „Schöneren Zukunft" wurde auf Veranlassung des Heiligen Vaters unter dem Vorsitz des Kardinals Pacelli bei der Propagandakongregation eine besondere Kommission gebildet, welche die Frage der katholischen Missionierung Abessiniens nach der Besitzergreifung durch Italien zu regeln habe. Der italienische Staat hat die volle Missionsfreiheit an die Entsendung ausschließlich italienischer Missionare gebunden. Es wird weiter berichtet, daß der Vatikan auf diese Bedingung eingegangen sei und die Missionierung Abessiniens vornehmlich den italienischen Salesianern und Kapuzinern sowie den verschiedenen Missionskongregationen mit Afrika-Erfahrungen übertragen habe. Die Propagandakongregation stehe in ständiger Fühlung mit den italienischen Kolonialbehörden zwecks Schaffung der äußeren Voraussetzungen für die Errichtung von Missionsstationen. Weiter wird mitgeteilt, daß die katholischen Missionen in finanzieller Hinsicht von den italienischen Behörden völlig unabhängig seien. Zur Beschaffung der Mittel sei ein Missionstag für Abessinien in Italien geplant.

Mohammedanismus in Europa. In Jugoslawien gibt es $1\,^1/_3$ Millionen Mohammedaner. Diese hohe Zahl erklärt sich durch die Angliederung Bosniens und der Herzegowina, die einst unter türkischer Herrschaft standen. In Albanien bekennen sich 60% der Bevölkerung zum Islam, d. h. es bilden die Christen hier die Minderheit. Im staatlichen Leben haben sich die christlichen Grundsätze aber dennoch durchgesetzt. In Bulgarien leben 750000 Muselmanen, d. h. 11% der Gesamtbevölkerung; sie spielen dort im politischen Leben eine gewisse Rolle; im bulgarischen Parlament haben sie 10 Abgeordnete, und es gibt Zeitungen und Zeitschriften, die in türkischer Sprache erscheinen. Rumänien zählt 200000, die in ihrer Mehrheit in der Dobrudscha wohnen. Man findet dort Mohammedaner in den beruflichen Mittelschichten, auch in staatlichen Verwaltungsstellen und im Heer. In Griechenland dagegen ist die Zahl der Muselmanen geringer; auch in Ungarn gibt es nur eine kleine Minderheit von etwa 3500.

Aus kulturellem Leben

Vom „legitimen" Beruf. Die Zeitlupe der „Literatur" (August 1936, S. 503 f.) bringt einen kleinen Beitrag, in dem von Wilhelm Heinrich Riehl gezeigt wird, wie er einen sehr bewegten Berufsweg durchlaufen hat. „In jungen Jahren begann er als Schriftleiter der ‚Karlsruher Zeitung', wandte sich dann der aktiven Politik zu, indem er sich in die 1848er Nationalversammlung wählen ließ, wurde danach wieder Journalist, Anfang der 50er Jahre musikalischer Leiter des Wiesbadener Hoftheaters, 1854 ordentlicher Professor der Staatswissenschaften in München, vertauschte diese Wissenschaft alsbald gegen die Literaturgeschichte und wurde schließlich Direktor des Bayrischen Nationalmuseums. Welchen Beruf also übte er aus? War er Journalist, war er Politiker, war er Jurist, war er Literarhistoriker, war er Dirigent oder war er Kunstwissenschaftler? Oder ein anderes Beispiel: E. T. A. Hoffmann: war er Jurist oder Schriftsteller, Komponist, Dirigent oder Maler? Welches waren die legitimen Berufe dieser und tausend anderer Männer der Vergangenheit? Die Betrachtung solcher Lebensläufe und auch das Studium legitimer Hochleistungen illegitim Berufener wirft die Frage auf, ob die strenge Klassifizierung der Berufe, ob die Absperrung der einen Berufsgruppe gegen die andere nicht der Erzeugung schönster nationaler Werke abträglich sein kann. Wo wäre die „Naturgeschichte des deutschen Volkes" von Riehl entstanden, wenn dieser bedeutende Mann für sein Leben nichts anderes als Journalist hätte sein dürfen, nur deswegen, weil er mit 23 Jahren eine redaktionelle Arbeit übernahm? Noch wichtiger als diese beinahe materielle Frage aber scheint uns die andere, welchen Anspruch auf Geltung die Werke der Illegitimen gegenüber den Legitimen besitzen. Unsere Zeit unterliegt leicht der gefährlichen Suggestion, daß eine geistige Leistung mit dem Doktortitel beginne und bei der ordentlichen Professur ihre Krönung erfahre. Die Geschichte der Wissenschaften und vieler anderen Berufe aber beweist, daß die größten und schönsten Leistungen oft von den Illegitimen kamen. Ja, man kann in gewisser Weise als Regel annehmen, daß die größere Leidenschaft, die größere Akribie dort zu finden ist, wo die Berufung den Illegitimen zum Werke treibt, nicht aber dort, wo der leidenschaftslos in unreifem Alter ergriffene und in langer Ausdauer ersessene Beruf die legitimen Sprossen der Amtsleiter zäh überwindet. Daß Beruf und Berufung — gerade auf den mehr oder weniger abstrakt geistigen Gebieten, in denen nicht ein natürliches Talent den Ausschlag gibt, sondern die helle Flamme der Begeisterung die Entscheidung schafft — daß Beruf und Berufung sich decken, kommt selten genug vor."

Sven Hedin an die Jugend der Welt. Auf dem Reichssportfeld hielt der große Weltforscher Sven Hedin eine Ansprache, in der er (laut „Völk. Beob." vom 5. August) u. a. sagte: „Jugend der Welt! Zu edlem und ritterlichem Wettstreit habt ihr euch versammelt, um vor den Blicken der ganzen Welt zu zeigen, bis zu welcher Vervollkommnung ihr durch eisenharte Energie, durch felsenfesten Willen und unermüdliche Schulung fähig gewesen seid, eure Kräfte zum Kampf um die olympischen Siegeskränze zu stählen. Es genügt aber nicht der flüchtige Sieg des Tages, euer Ziel ist ein höheres. Durch Beherrschung eurer Körper und die Anspannung eurer Kräfte, Sehnen und Nerven bis zum Äußersten formt ihr auch den Charakter zu großen Taten. Ihr begnügt euch nicht damit, das zu leisten, was ihr könnt, ihr müßt nach dem streben, was ihr nicht könnt, dem Unmöglichen, dem Unerreichbaren... Nach vollbrachter Tat und mit Siegespalmen in den Händen kehrt ihr zurück in euer Heim, nah und fern. Geht wieder hinaus in die Welt als Herolde im Dienste des Guten. Der Weg, den ihr beschritten habt, führt durch die brausenden Stürme der Zeit in eine Welt von unvergänglicher Schönheit und zu einer Menschheit, die im Glück, Brüderlichkeit und Harmonie lebt. Nur die Kämpfer, die mit diesem Ziel im Herzen und auf ihren Fahnen treu im Streben zum höchsten Gipfel des Olymp ausgehalten haben, sind des größten aller Preise würdig: der Unsterblichkeit." (Der Führer nahm nach der Ansprache Gelegenheit, Sven Hedin herzlich zu begrüßen und ihm für seine Worte zu danken.)

Bücher und Schriften

Der erste Jesaia. Jesaia Kap. 1—39. Übersetzt und ausgelegt von Hans Wilhelm Hertzberg. Leipzig, Schloeßmann. 139 S. 2.90 u. 3.80 M.

Eine „Bibelhilfe für die Gemeinde" ist heute ein hochbedeutsames Unternehmen. Unter Erich Stanges Leitung hat sich ein Kreis von Mitarbeitern zusammengetan (Emil Brunner, Jakob Kroeker, Paul Le Seur u. a.). Hertzberg ist darin der einzige deutsche Universitätstheologe. Vom A. T. war bisher nur der Psalmenband erschienen. Nun kommt es natürlich darauf an, in welchem Geiste und in welcher Art solche Kommentare, die, wie der Untertitel besagt, „volkstümliche Einführung für Bibelleser" sein wollen, gehalten sind. Ich meine: wie die Rede auf Kanzel und Katheder wesenhaft verschieden geartet ist, so müßten solche Kommentare von Leuten geschrieben werden, die in sich die Personalunion zwischen rechtem Wissenschaftler und rechtem Prediger darstellen, den Ertrag des einen Reiches umzuformen und umzudenken verstehen für das andere. Man muß mit Gegenwärtigem vergleichen, von Bekanntem ausgehen. Das Denken hat von der Gemeinde her zu geschehen; man hat ständig Psychologe zu sein! Der typologischen Betrachtung muß viel Raum gewährt werden, wie es gut Kroeker fertig bringt; hier etwa S. 12, 30. Es geht nicht um wissenschaftliche Kommentare „in Volksausgabe"; sonst bleiben sie, auch wenn sie frömmigkeitsnäher gehalten sind, als das etwa früher der Fall war, entweder in der Linie der „Religionsgeschichtlichen Volksbücher" von einst, oder „Kommentarextrakte für Theologen". Ich nehme an, daß der Verfasser diese Grundanschauung nicht teilt und sehe daher davon ab, seine tüchtige Schrift nach diesem Maßstab zu messen. Zudem bin ich kritisch hinsichtlich der „Gemeinde" als Abnehmerin solcher Schriften; die ihr dienen, werden die Hefte kaufen und können ihrerseits noch die Umdenkarbeit leisten. Letztlich wäre es unrecht, im Hinblick auf die immer mehr um sich greifende Vermischung von erbaulichem Glaubenszeugnis und wissenschaftlichem Erkenntnisdienst, diese Schrift, die ihren gesunden Weg geht, nicht hoch anzuerkennen. Sie verfällt nirgends in theologisierende Konstruktionen oder falsche Erbaulichkeiten. Schon deswegen muß man ihr Verbreitung wünschen, zugleich den weiteren Bänden der Reihe, sofern sie dem vorliegenden gleichen. Auf 10 Seiten wird zunächst eine geschickte Einführung über Wesen und Deutung der Prophetie, auch über Leben, Wirken und Botschaft des Jesaia, gegeben. Die Übersetzung ist schlicht, ziemlich wortgemäß, jedenfalls gut verständlich. Stückweise wird sie sehr lebendig und packend, so S. 30 oben. Spätere Zusätze sind mit Recht klein gedruckt; dieser Tatbestand wird auch durchaus in aufbauendem Sinne erklärt, vgl. S. 25 oben. Die versgemäße Druckweise ist sehr zu begrüßen. Der Kommentar ist kurz und zeichnet trefflich die jeweilige Hauptsache. Manchmal bleibt er zu historisch. Des Verfassers lebendige Anschauung von Palästina befähigt ihn zu verlebendigendem Nachzeichnen. Der Anhang, „Querschnitte" überschrieben, bringt: 1. Zeittafel (mit den Jesaiastellen), 2. Übersichten, darunter im Einzelnen: Persönliches, Menschen, Völker und Länder; Zeitgenössische Einrichtungen und Anschauungen usw. Stets sind die Stellen beigegeben. Dennoch hätte sich wohl ein theologisch-praktisches Sachregister empfohlen, mit Stichworten wie „Untreue", „Vertrauen", „Gehorsam", „Glaube" usw.

Adolf Wendel

Luthers Kampfschriften gegen das Judentum. Herausgegeben von Walther Linden. Berlin, Klinkhardt und Biermann. 234 S. 4.80 M.

Gerade nach diesen Schriften Luthers werden heute Viele greifen, und es ist gut, daß die Einleitung allerlei Probleme aufzeigt. Der Herausgeber weiß, daß Luther kein Antisemit im heutigen Sinne war und daß in Luthers Stellung zu den Juden eine Entwicklung vorliegt. Als allerlei Hoffnungen ihn enttäuschten, ward er zum grimmigen Judengegner, im Grunde aber von seinem strengen Glauben an das ausschließliche Heil in Christus her; da unterscheidet er sich von vielen heutigen Völkischen. Lindens Einleitung stellt Luthers Kampf mit dem Judentum in den „Zusammenhang des abendländischen jüdischen Weltkampfs"; die Gegenüberstellung orientalischer und vorderasiatischer Rasse ist da problematisch, die Meinung, der Stammesgott Jahwe sei durch persische Einflüsse zum Weltgott geworden, unhaltbar. Er teilt die Schrift Von den Juden und ihren Lügen (1543) vollständig mit und gibt aus anderen Auszüge; der Abdruck ist, soviel ich feststellte, zuverlässig. Daß die Schrift von 1543 im Inhaltsverzeichnis „Die Luthersche Hauptschrift" heißt (ohne den ausdrücklichen Zusatz: gegen die Juden), ist heute mißverständlich. M

Christentum und Volkstum bei W. E. Gladstone. Von Kurt O. Rabe. München 1936, C. H. Beck. 69 S. Geh. 3 M.

Ausklingend in das Wort von Ernst Moritz Arndt: „Ein Volk zu sein, das ist die Religion unsrer Zeit", zeigt die von großer politischer Sachkenntnis getragene Schrift die innere Entwicklung des nachmals sogenannten „großen alten Mannes". Er, der ursprünglich Geistlicher werden wollte, vertrat zeitlebens in einer für die damalige englische Welt einzigartigenweise die Forderungen des Christentums auch für das Gebiet der Politik. Für ihn hat England die Pflicht und ist dafür Gott verantwortlich, immer und überall dem Recht zum Sieg zu verhelfen, auch wenn ernstliche Opfer dafür gebracht werden müßten. Das Gebot der Bruderliebe, wie es in der Bergpredigt uns entgegenklingt, hat zu gelten auch im politischen Leben der Völker. Von seiner ursprünglichen dogmatischen Enge aus, die noch kein Verständnis besitzt für den nationalen Gedanken, sondern die Vielgestalt der Welt statt nach Völkern vielmehr nach Glaubenssätzen scheidet, vermochte der Anglikaner den katholischen Iren gegenüber zu erklären: „Was für uns gut ist, ist auch für die Bevölkerung von Irland gut." Aber bei seinem rastlosen Streben nach Wahrheit als der Grundlage der gerechten Tat klärte sich zusehends sein Urteil, und sein Verständnis erwachte für die Bedeutung des nationalen Gedenkens, der jedem Volk des Erdkreises die Freiheit und das Recht der Selbstgestaltung zuspricht, sofern sie nur die Sicherheit und Ruhe des Erdballs nicht bedroht. Gerade für unsre Zeit, die leidenschaftlich um den Ausgleich zwischen christlichem und völkischem Ethos ringt, ist es wertvoll, auf Grund dieser sachkundigen Schrift die Entwicklung Gladstones zu verfolgen und seine Leitgedanken ernstlich zu durchdenken.

Hermann Goetz

Weg und Wort des Dr. Ernst Tillich. Aus Briefen eines Vaters an seinen Sohn. Berlin, Furche-Verlag. 81 S. 1.80 M.

E. Tillich (1836—1910), ursprünglich Mathematiker, war 32 Jahre Prediger der Apostolischen Gemeinde in Stettin. Die vorliegende Auswahl aus seinen Briefen enthält eine ernste christliche Lebenslehre, durch persönliches Schicksal geformt, aber von jedem Subjektivismus frei. Die Lektüre kann besinnlichen Leuten von Segen sein.

Hans Schlemmer

Nihon ni okeru Jiyū Kirisotokyō to sono Senkūsha (Freies Christentum in Japan und seine Pioniere). Herausgegeben von Hajime Minami. Tōkyō 1935. 640 Seiten.

Dieses umfangreiche, gut ausgestattete, auch mit Abbildungen versehene, in japanischer Sprache erschienene Buch ist ein schönes Zeichen japanischer Dankesgesinnung und Überzeugungstreue. Es erschien aus Anlaß des 50jährigen Bestehens (1885—1935) der „Allgemeinen evangelischen Kirche" (Fukyū Fukuin Kyōkwai), einst bewundert vom ersten Missionar der Ostasien-Mission (damals „Allgemeiner evangelisch-protestantischer Missionsverein" genannt), von dem Schweizer Pfarrer D. Spinner, der als Oberhofprediger in Weimar gestorben ist.

Herausgeber des Buches ist der erste japanische Pfarrer dieser Kirche, Minami, der nun schon 12 Jahre gelähmt darnieder liegt, aber auf seinem Leidenslager unermüdlich durch theologische und religiöse Schriftstellerei für die Sache des Christentums tätig ist. Von ihm rührt auch der größere Teil des Buches (Seite 1—486) her. Es folgen die Erinnerungen seines Freundes Michikazu Maruyama, der nach kurzer pastoraler Tätigkeit als Professor der deutschen Sprache am Obergymnasium zu Tōkyō gewirkt hat (S. 490—598). Von den kürzeren Beiträgen am Schlusse des Werkes möge noch der des Reichsbankpräsidenten Eigo Fukai Erwähnung finden, als der eines der Täuflinge aus der Anfangszeit (S. 599—602). Von den Missionaren wird eingehend der Kirchengründer Spinner, dann auch seine beiden Mitarbeiter und Nachfolger, der in Eisenach als Religionsprofessor verstorbene Dr. Schmiedel und der in Landau noch lebende Oberkirchenrat D. Munzinger erwähnt.

Die Gesamtkosten der Veröffentlichung hat in dankenswerter Weise der Großkaufmann Tamao Harada zu Tōkyō getragen, der zugleich mit der kirchlichen Jubelfeier sein 35jähriges Firmenjubiläum feiern konnte. Im Buchhandel ist das Werk nicht zu beziehen; doch sind noch vorhandene Exemplare für den Preis von 2 Mark beim Herausgeber oder bei der Ostasien-Mission zu haben.

Von der 50jährigen Geschichte der japanischen Kirche ist nach der eingehenden Schilderung der Anfangszeiten das folgende bis zur Jubelfeier nur kurz dargestellt. Dabei ist auch zum Ausdruck gekommen, daß die theologische Lage in den Ländern, wo die Freunde Ostasiens wohnen, also im Deutschen Reich, in der

Schweiz und im Elsaß, sich gegenüber der in der Gründungszeit der Mission stark verändert hat, was vor allem in der verschiedenen Stellung der ausgesandten Missionare zum Ausdruck gekommen ist. Der eigentlichen Geschichte der japanischen Kirche geht eine Vorbereitung auf 150 Seiten voraus, eine Darstellung der Entwicklung des christlichen Glaubens durch Minami, beginnend mit einer Ausführung über das Verhältnis von Religion und Kultur (S. 1—25); es folgt die Darstellung der Anfangszeit des Christentums und seiner entscheidungsvollen Zeiten, z. B. des Reformationszeitalters bis zur Entstehung des Allg. evang.-prot. Missionsvereins (S. 26—148). Man erkennt daraus, wie eifrig in Japan über diese Dinge gearbeitet wird.

Ernst Schiller

Lebensfremde und lebensnahe Weisheit. Von Hans Schomerus. Theologia militans Heft 7. Deichertsche Verlagsbuchhandlung Leipzig, 1936. 28 S. 0.75 M.

Der Verfasser will die evangelische Antwort auf Heyses Werk: „Idee und Existenz" geben. (Vgl. meinen Aufsatz darüber in Heft 9 der CW.) Eine evangelische Antwort geben aber heißt nichts anderes, als die entscheidenden metaphysischen Thesen Heyses in das Licht und vor die Entscheidung des Evangeliums bringen. Schomerus betont, daß das Ganze der Wirklichkeit, um das es Heyse geht, nur in der religiösen Entscheidung sich erschließt, in der Begegnung mit Gott, nicht im Treffen einer Unordnung des Seins. Überall dort, wo die Philosophie die Idee mit Gott verwechselt, wo sie aus eigener wissender Kraft zum Ganzen der Wirklichkeit vordringen will, muß sie notwendig Atheismus werden. Darüber hinaus aber erblickt Schomerus in dem Heyseschen metaphysischen Ansatz und seiner und jeder Rückkehr zu Plato und Aristoteles ein Wiederaufleben der Augustinisch-thomistischen Theologie und einen Verrat am Werke Luthers. Wenn an die Stelle der Begegnung mit dem antlitzhaften Gott die unlösliche Einheit von Idee und Existenz gestellt werden soll, so wird die tragische Einheit der Geschichte, die Dialektik von Zeit und Ewigkeit, das eigentlich geschichtliche Moment, aufgehoben zugunsten der Dauer und der Wiederkehr. Darin erblickt Schomerus die Wiederaufrichtung des asiatischen Kreissymbols an Stelle des christlichen Kreuzes. Das wahrhaft „gefährliche" christliche Leben vollzieht sich nicht in der Ebene des Seins als Sein, sondern in der Ebene des Seins als Werk und Schöpfung Gottes. Nur so gibt es wahre religio, Bindung an ein Gegenüber, ein Gegenüber, das Gott, nicht aber Idee oder Einheit von Idee und Existenz ist.

Käte Nadler

Die Nordmark im Glaubenskampf. Eine Antwort der Kirche an Frenssen. Herausgegeben von Johannes Lorentzen. Breckum, Missionsverlag. 79 S. 80 Pf.

Außer dem bekannten Aufsatz von O. Dibelius aus der Jungen Kirche sind es Beiträge von Schleswig-Holsteinern, die sich gegen Frenssens hier Sp. 364 gewürdigten „Glauben der Nordmark" wenden, Christentum und Kirche verteidigend, durchweg geschickt, oft scharf. Tonnesen konnte Frenssens Wandelbarkeit grell beleuchten: jetzt ist Frenssen begeisterter Nationalsozialist, aber noch für den „Pastor von Poggsee" war die Weimarer Verfassung etwas höchst Wertvolles, fast Gottgewolltes. (Das ist pikant; aber wenn man die Wandlungen mancher heute im Kirchenkampf führenden Theologen darstellen wollte, würde der Leser ebenfalls staunen.) Von tiefem, leidenschaftlichem Ernst ist, was gegen Frenssens Behandlung der sexuellen Dinge gesagt wird; wenn aber einige Theologen, die mitgearbeitet haben, Frenssen als liberal hinstellen, so ist das zwar heute wirksam, doch nicht in jeder Hinsicht zutreffend und nicht immer gerecht. Sowohl in der Schilderung der tatsächlichen religiös-kirchlichen Lage in der Nordmark — Frenssen sieht da fast nur Abfall vom Christentum, die Verfasser sehen z. T. neue Erfolge christlicher Botschaft — als auch im Urteil über Wesen und Recht evangelischen Christentums stehen die Verfasser in schroffem Gegensatz zu Frenssen. Man kann nicht sagen, das Buch sei die Antwort der schleswig-holsteinischen evangelischen Kirche an ihn; es ist eine bestimmte Gruppe, die hier spricht, aber eine starke und kampfesfreudige, ungefähr die Bekennende Kirche, zum Teil gerade ihre Jugend. Als Baumgarten vor einem Menschenalter über und gegen „Frenssens Glaubensbekenntnis" (Hilligenlei) schrieb, war seine Haltung, bei offenem Gegensatz zu Frenssen, doch anders, und unter Lehrern und Bauern des Landes (um nur diese beiden Stände zu nennen) würden auch heute nicht Wenige ihren Widerspruch gegen Frenssen großenteils anders fassen, als es dies Buch tut. Lesen sollte es aber jeder, dem wichtig ist, ob Frenssen in seinem „Glauben der Nordmark" wesentlich Recht oder wesentlich Unrecht hat. M

Amerikas Schicksalsstunde. Die Vereinigten Staaten zwischen Demokratie und Diktatur. Von Colin Roß. Leipzig 1936. F. A. Brockhaus. 312 S. 6 M.

Amerika ist nicht mehr das Land „der ungeahnten Möglichkeiten". Die Fassaden der Wolkenkratzer, jene Sinnbilder himmelaufstrebenden Aufstiegs und Fortschritts, sind nicht das ganze Amerika. Es gibt auch noch eine Hinter- oder Hofseite dieser Arbeitspaläste — und da herrscht Armut, Unzufriedenheit, Zerfall. Colin Roß schildert die Innen- und Außenseite dieses vielfältigen Lebens. „Das heutige Amerika ist erstaunlich müde und alt ... man hat in keiner Weise mehr das Empfinden, in eine ‚Neue Welt' versetzt zu sein." Das Arbeitslosenproblem macht nicht nur den Millionen zu schaffen, die sich in ihrem kleinen Wohlstand und ihrer bürgerlichen Sicherheit bedroht fühlen; es berührt bereits den Nerv der Staatsmaschinerie: die Wirtschafts- und Staatsform. Und ein anderer Gegensatz wird da immer fühlbarer: Schwarz und Weiß, Neger und Amerikaner. Die Rassenfrage als Frage um die dereinstige Vorherrschaft von Weiß und Schwarz steht im Vordergrund. Der Wirtschaftsegoismus geht seinem Ende entgegen, weil das 125-Millionenvolk leben will und nicht nur die 2000, die das ganze Kapital in Händen halten. Überhaupt lebt das heutige Amerika unter unkontrollierbaren Spannungen, die, einmal zur Explosion gebracht, alles unter sich begraben können. Aber da sind auch schon weitblickende Männer am Werk, Roosevelt, der Mann mit den Diktatoreigenschaften. Vielleicht gelingt der große Wurf, wenn auch erst unter schweren inneren und äußeren Erschütterungen, die „Vereinigten Staaten" zu dem zu machen, „was sie noch nicht sind, zum Land, zum Volk!"

Das Buch gibt völlig neue Sichten; man wird die heutigen Kämpfe jenseits des Atlantischen Ozeans besser verstehen, wenn man es gelesen hat; vielleicht läßt sich auch für bedeutsame Vorgänge der nächsten Zukunft manches aus den Prophezeiungen von Colin Roß erraten.

Otto Hubele

Im Schatten von morgen. Eine Diagnose des kulturellen Leidens unsrer Zeit. Von J. Huizinga. Deutsch von Werner Kaegi. Bern und Leipzig, Gotthelf-Verlag. 197 S. 3.75 Schw. Franken.

Es ist eine mißliche Sache um Gegenwarts-Diagnosen, denn man kann nun einmal eine Größe, in der man selbst mittendrin steht, nicht objektiv von außen betrachten. Und die Behauptung des Verfassers, daß alle Kulturkrisen der Vergangenheit sich mit der von heute an Größe und Schwere nicht messen könnten, wirkt wenig überzeugend. Endlich ist er als Ausländer nicht immer imstande, die deutschen Zustände zutreffend darzustellen; allerhand politische und sonstige Voreingenommenheiten wirken da störend. Von der Rassenkunde z. B. macht er sich eine sehr wunderliche Vorstellung; und daß der Faust Goethes eine „wenig gelungene Gestalt" sei, werden nur wenige Deutsche zugeben. Doch steckt viel Beachtliches in dem Buch. Manche Krankheiten unserer Zeit werden plastisch und eindrücklich dargestellt: die Rolle, die der „Einfall" in der Wissenschaft von heute spielt, die Gefahren von Radio und Film, die Seelenlosigkeit der Technik usw. Obgleich Huizinga das alles ganz scharf sieht, ist er doch kein Pessimist; sein Buch wirkt nicht niederdrückend, sondern aufbauend. Die Übersetzung ist im allgemeinen gut, doch stören viele überflüssige Fremdwörter und die falsche Verbalform „frug".

Hans Schlemmer

Rettet Wien. Ein Roman aus der Zeit der Türkenbelagerung 1683. Von Rudolph Stratz. Stuttgart, Cotta 1936. 325 S. 3.— und 4.80 M.

Eine leidvolle deutsche Zeit, ein ungemein bedeutendes Völkerringen vor den Toren Wiens und ein schmachvolles Regime des Sonnenkönigs bilden den reellen geschichtlichen Hintergrund dieses Romans. Der Turm der Wiener Stephanskirche im Osten und des Straßburger Münsters im Westen sind zwei gleich bedeutsame Mahnmale: dort versuchte ein 200 000 Mann starkes Türkenheer die Mauern Wiens und damit des christlichen Europa zu überrennen; hier versuchte Ludwig XIV. die Schmach Deutschlands zu besiegeln. Die Durchwebung dieses weltweiten Dramas mit lebensnahen Gestalten, deren Lust und Leid umeinander und deren Liebe Haß und Ränkespiel für- und gegeneinander den Leser ganz gefangennehmen, ist Stratz wunderbar gelungen. Die Sprache ist betont schlicht; die gegensätzliche Zeichnung der Charaktere bewußt scharf und eindeutig. Die geschichtlichen Heroen jener Zeit: Karl von Lothringen, Max Emanuel, der Polenkönig Sobieski, Liselotte von der Pfalz, Graf Rüdiger von Starhemberg (der Verteidiger Wiens) behalten in diesem Roman ihre Namen und

weltgeschichtliche Rolle. Ein seltener Zufall hat es gefügt, daß das Erscheinen dieses Romans in das Jahr der Versöhnung Österreichs mit Deutschland fällt. Otto Hubele

Das Bekenntnis der Frau Argula von Grumbach. Von Maria Heinsius. München, Paul Müller. 91 S. (34. Bd. der Christlichen Wehrkraft). 91 S. 1.35 M.

Die Verfasserin stellt in dem mit viel Liebe gezeichneten Bilde der frommen und unerschrockenen Frau Argula den Menschen unserer Zeit ein Vorbild tapferen und echten Bekennens und heimatverbundener Treue vor die Seele. Das Buch ist darüber hinaus zugleich ein wertvoller Beitrag zur Reformationsgeschichte; zeigt es uns doch im Spiegel eines Einzelschicksals das große Geschehen der Zeit mit allen ihren Nöten und Unsicherheiten, durch die sich die Menschen von damals, wie die Verfasserin sagt, von Schritt zu Schritt haben „durchglauben" müssen. Das hat die bibelfeste Frau Argula tapfer und treu getan, und damit gibt sie uns heute ein schönes Beispiel christlicher Wehrkraft.

Henri Bouché

Menschen am Wasser. Herausgegeben von Heinz Kuhbier. Berlin 1936. Brunnen-Verlag Willy Bischoff. 128 S. Text, 80 S. Bilder. Leinen, 4.80 M.

Ein schönes, mit seinen Bildern vom Leben am Meer, Strom oder Bach überaus lebendiges Buch, und in seinen kurzen Erzählungen (von bekannten Dichtern geschrieben) wundervoll aufheiternd. Der ganze Reichtum von Werk- und Feiertag der „Menschen am Wasser", der lustige Aufmarsch der Sommergäste, in Badeanzug und Segelboot, das künstlerische Spiel der Wogen am Rande des Weltmeeres wie der kleinen Kinder am Strand ist gleichermaßen geschickt in Bild und Wort eingefangen. Und um nur eine der wahrhaft unterhaltsamen Geschichten herauszugreifen, nennen wir „Den geborenen Angler", die Geschichte um den zwei Jahre alten Peter, der den Eltern die „Erholung" am Wasser in den ersten Tagen unmöglich zu machen schien, bis „jemand auf die Idee mit der Angel kam". Und so hat jede Geschichte ihre „Idee" und jedes Bild seinen Blick, daß man das Buch voller Dankbarkeit in sich aufnimmt und dabei die Sehnsucht nicht los wird, alles einmal selbst so erleben zu können. Wer sein „Wasserleben" in diesem Sommer schon „hinter" sich hat, der wird gut tun, wenn er sich Erinnerung und neues Glück auf solch schöne Tage in der Zwiesprache mit diesem Buch wach und stark hält.

Otto Hubele

Der lichte Weg. Halbmonatsschrift für Geist und Gemüt. Herausgegeben von Reinhold Braun. Gütersloh, Bertelsmann. Je 32 S. mit 1 Bild. Jedes Heft 27 Pf. nebst Zustellgebühr.

Jedesmal viele Stücke, Erzählungen, Gedichte, Sprüche; soviel ich las, nichts Minderwertiges, aber viel Wertvolles, auch von wenig bekannten Verfassern. Manches ausgesprochen christlich; andächtig stimmen kann auch Vieles von dem Anderen. Man versteht es, wenn einige Dichter und Dichterinnen sagen: „Wenn die Leute solche Auswahlhefte bekommen, gewöhnen sie es sich ab, ganze Dichtwerke mit Fleiß und in Ruhe zu lesen." Dieser Schaden kann eintreten, aber Viele lernen durch solche Hefte Dichter erst kennen, von denen sie dann mehr lesen und kaufen werden. Dabei ist der Preis erstaunlich niedrig. M

Der evangelische Gemeindehelfer. Von Friedrich Straßner. München, Paul Müller. 71 S. 1 M. Mengenpreise.

In schlichter, anschaulicher Sprache gute praktische Winke, besonders zum Hausbesuch, für den Gemeindehelfer und tätige Gemeindemitglieder.

Wir dienen. Berlin-Steglitz. Evang. Preßverband. 25 Pf. Mengenpreise. 10 St. 20 Pf. ab 50 St. 18 Pf.

Von der kirchlichen Arbeit für Arbeitsrecht und Landhilfe. Sprüche, Gedichte, Betrachtungen, Erzählungen von C. F. Meyer, W. Hahn, Fr. Raumann, Fr. Lienhard, Johs. Linke, Gebr. Grimm, Herm. Claudius, W. H. Riehl u. a., zuletzt „Die Arbeit im Neuen Testament". Ein anziehendes Heft, in der Ausstattung reichlich vornehm. Rauhes Papier, kräftigere Schrift wären zweckentsprechender. Christian Chalybaeus

Evangelium und Wirklichkeit. Von Ludwig Reeg. Stuttgart, Strecker und Schröder. 261 S. 3. 50 und 4.50 M.

Von diesem neuesten Buch Reegs sollte ausführlicher berichtet werden; aber da er dieser Tage 70 Jahre alt wird, sei rasch auf ihn und sein schriftstellerisches Wirken hingewiesen. Ursprünglich Pfarrer, ist er früh seinen eignen Weg gegangen, ein Einsamer, der doch mit seinen um Jesus kreisenden Büchern sich seine dankbare Gemeinde gesammelt hat; die kleine Schrift „Von der tiefen Wirklichkeit" erschien 1925 bereits im 17. Tausend. Beschreiben läßt sich seine Art schwer; in dem Verlangen, uns von abgegriffenen Worten loszuhelfen und vom vielen Gerede hinweg zu echtem Erleben zu führen, ist er Joh. Müller verwandt. Undogmatisch denkt und schreibt er, und doch (oder gerade deshalb?) kann er den Leser oft stärker in Anspruch nehmen als es die Predigt objektiver Dogmen zu tun pflegt. Dieses Buch gibt auch kein Leben Jesu und nicht unmittelbar ein Bild Jesu, aber eine ebenso schlichte wie tief grabende Auslegung vieler Gleichnisse, Sprüche und Geschichten aus den drei ersten Evangelien, die manchen Leser veranlassen wird, nach Reegs anderen Schriften zu greifen. M.

Briefe aus dem Berliner Osten. Von Erich Schnepel. Berlin, Furche-Verlag 1936. 144 S. 1.80 M.

Wahrhaftiges Christentum spricht aus diesen Briefen. Sie sind gerichtet an lebendige Laienkreise, die teils in Berlins Osten, teils in Dörfern der Mark entstanden sind und miteinander in Fühlung bleiben möchten. Denn die Dorfkreise sind erwachsen aus Missionsbesuchen der Berliner Laienkreise. Der Schreiber bemüht sich, nicht pastoral zu sprechen, trotzdem er selbst Theologe ist. So einfach wie möglich bespricht er alle Nöte, die ein wirkliches Miteinanderleben von Christen doch immer mit sich bringt. Neben manchem seelsorgerlichen Rat enthalten die Briefe wertvolle Gedanken über die Möglichkeiten, das Christentum auch in unserer Zeit noch zu recht vielen Menschen zu bringen. Schnepels Gemeinschaften haben trotz mancher Not sich immer wieder wirtschaftlich erhalten können. Empfehlen möchte ich diese Briefe vor allem denen, die es als ihre brennende Aufgabe sehen, in christlichen Gemeinden oder Bünden neues Leben zu erwecken. Sie werden lernen, wie wenig man tun kann, wenn man selbst etwas machen will, wie Gott aber immer wieder neue Gedanken schenkt, wenn man still sich in sein Wort vertieft, wie man nicht schematisch im Reich Gottes arbeiten kann, sondern sich von Gott selbst immer wieder neue Wege und Ziele weisen lassen muß. Maria Rhine

Die Kirche Christi in der Völkerwelt. Von Bernhard Peters. Karlsruhe, Verlag Bäuerle 1935. 80 S. Brosch. 1.50 M.

In Liebe zur Kirche geschriebene Betrachtungen eines warmherzigen Laien, aber in den kirchengeschichtlichen und biblischen Ausführungen nicht ausreichend. Arnold Taube

Die Lutherische Kirche in Österreich. Ihre Gestalt — ihre Probleme. Von B. H. Zimmermann, Inspektor am Auslandtheologenheim. Erlangen, Martin-Luther-Verlag 1936. 32 S.

Das aus Erfahrungen lebendig und warmherzig geschriebene kleine Heft eignet sich gut, um einen ersten Überblick über die leidvolle Geschichte und die gegenwärtige schwere Aufgabe des evangelischen Christentums in Österreich zu gewinnen und kann auch über die Kreise des Martin-Luther-Bundes hinaus empfohlen werden. Arnold Taube

Chronik

Staatliche Vorgänge

Das Reichswirtschaftsministerium hat die VKL auf ihre Anfrage beschieden, daß die Verhandlungen über die künftige Regelung des Vertriebs religiöser Schriften im Umherziehen noch schweben, so daß Wandergewerbescheine dafür vorläufig noch nicht ausgestellt werden können, der Vertrieb von Bibeln (Textausgaben) und kirchenamtlich zugelassenen Gesangbüchern davon jedoch nicht betroffen ist.

Bei dem Richtefest in der KdF-Stadt in Berlin schloß Dr. Ley seine Rede mit dem Gelöbnis: „Wir glauben auf dieser Erde allein an Adolf Hitler. Wir glauben, daß der Nationalsozialismus der alleinseligmachende Glaube für Deutschland ist. Wir glauben, daß uns der Herrgott Adolf Hitler gesandt hat, damit er Deutschland von Heuchlern und Pharisäern befreie." FZ 23. 7.

Baldur v. Schirach in der Rede an die jungen Künstler auf dem kulturpolitischen Arbeitslager der Reichsjugendführung: „Wir wollen eine gläubige Gemeinschaft, die nichts anderes kennt als das ewige Antlitz der deutschen Nation. Damit sind wir zugleich die Träger einer religiösen Überzeugung und die Künder eines neuen und heiligen Glaubens.

Berl. Börs.-Zt. 15. 7.

Der Gauwalter der Arbeitsfront Schleswig-Holstein hat den ihm unterstellten Dienststellen jede Werbetätigkeit für den „Stürmer" und ebenso jede Unterstützung des Stürmerverlags beim Vertrieb dieser Zeitung untersagt. Der „Stürmer" sei kein parteiamtliches Organ. Evang 31.

Die Reichsjugendführung erklärte, zur Zeit der vorittäglichen Gottesdienste am Sonntag seien allen Gliedeingen der HJ und des Jungvolks Übungen auf Plätzen vor n Kirchen und Vorbeimärsche an Kirchen, besonders it Marschmusik, streng verboten.

Die „Erweckungsmission für Deutschland, Sitz Ber-", mit den Unterorganisationen „Missionsgemeinde" und Freie Pfingstgemeinde" einschließlich der ihr angeschlossenen Geeinden ist für das gesamte Reichsgebiet aufgelöst und verboten worden. FZ 5. 8.

Nr. 27 des biblischen Wochenblattes „Unter dem Wort" urde von der Polizei sichergestellt. JK 15.

Die deutsche Auswanderung ist seit 1929 von 48734 uf 12000 zurückgegangen. PZ 37.

Ökumenisches

50. Welt-Allianzkonferenz in Blankenburg 24. s 29. August; Leitung Seminardirektor Dr. Melle, Frankfurt n Main; es sprechen die Professoren Heim, Tübingen, und Körle, Basel.

Die Londoner Bibelgesellschaft druckt gegenwärtig n meisten Bibeln in chinesischer Sprache (4 Millionen), dann erst in englischer, an 3. Stelle in japanischer. PZ 37.

Deutsche Evangelische Kirche

Der Kirchenminister hat erklärt, er wolle zwar kirchlichen reisen die Möglichkeit nicht verkürzen, ihre Anliegen bei staatchen Stellen vorzubringen; Eingaben an staatliche und olitische Stellen müßten jedoch durch die geordneten kirchchen Stellen eingereicht werden. Der Reichskirchenausuß fordert deshalb auf, solche Eingaben auf dem geordneten ienstweg und, soweit es sich um Eingaben an Reichsstellen andelt, durch den Reichskirchenausschuß einzureichen. GesBl der EK 22.

Der Reichskirchenausschuß fordert auf, zum 100-Jahredächtnis des Diakonissen-Mutterhauses in Kaiserswerth den 7. September als Tag der Diakonie zu feiern.

Der Reichskirchenminister hat die Vorläufige Kirenleitung ersucht, diese ihre Bezeichnung einzustellen egen der Gefahr der Verwechslung mit den von ihm gebildeten der bestehenden amtlichen kirchlichen Stellen. Die VKL hat sich ereit erklärt, allen ihren Schreiben einen Aufdruck zu geben, urch den jede Verwechslung mit den genannten Stellen verhinert wird (so der genaue Sachverhalt, vgl. CW Sp. 715).

Der RKA erklärt, daß er ein Aufgeben aller unberechigten kirchenregimentlichen Ansprüche erwarte und ötigenfalls mit disziplinaren Mitteln vorgehen werde. PrBl 30.

Der RKA stellt fest, daß er in seiner Beurteilung der heologischen Erklärung der DC nur gesagt habe, wer ch bewußt auf den Boden dieser Erklärung stelle, sei vollgültiges ied der DEK; die Landeskirchen hätten aber das Recht und die flicht, im einzelnen Falle zu entscheiden, ob dieser Vorbedingung ntsprochen wird. MittBl der Deutschen ev. Kirche 2.

Positives Christentum 29 teilt ein Schreiben Rehms mit, orin eine Eingabe des RKA an den Innenminister scharf verteilt wird. Der RKA hat um wohlwollende Prüfung von Geuchen nichtarischer Pfarrer um Ausnahme von den § 3 und 5 der Nürnberger Gesetze gebeten; Rehm stellt den ntrag, unverzüglich Maßnahmen zu ergreifen, um den Nürnerger Gesetzen innerhalb der DEK Geltung zu verschaffen.

D. Engelke, Vikar des Reichsbischofs Müller, erält eine Pfarrstelle an Kaiser Wilhelm-Gedächtnis in Berlin.

Der „Arbeitsausschuß der reformierten Kirchen Deutschlands" hat nachträglich dem Moderamen des Reformierten Bundes von seiner Gründung Mitteilung gemacht und rklärt, daß seine Bemühungen um die Wahrung reformierter ehre und reformierter Ordnung in den Kirchen und Gemeinden icht im Gegensatz zu dem wirklichen Wollen der Bekennenden irche stünden und daß er auch zu dem Moderamen des Reformierten Bundes trotz der unleugbar vorhandenen Meinungserschiedenheiten nicht im Gegensatz stehen wolle. RfKZ 31.

Gustav Frenssen hat auf die Rechte des geistlichen Standes verzichtet. GesBl der DEK 22.

Landeskirchen

Der altpreußische LKA hat den Studiendirektor des redigerseminars Naumburg am Queis Dr. Gloege seines mtes enthoben. JK 15.

In Berlin sind 1932—34 59329 Gemeindeglieder und 69 religionsunmündige Kinder aus der Kirche ausgeschieden, davon 59044 zu nichtchristlichen Gemeinschaften oder zur Religionslosigkeit, dagegen 88549 (219) wieder eingetreten, so daß sich ein Überschuß von 29220 ergibt. ED 31.

In Bayern ist ein Gesetz über die Rechtsverhältnisse der Kandidaten erlassen, in dem auch die bei Antritt einer Pfarrstelle abzulegende Verpflichtung neu festgesetzt wird. ED 30.

Die Bayrische Pfarrbruderschaft, die (nach AELKZ 33) 530 Pfarrer und Kandidaten (noch nicht ganz die Hälfte aller) umfaßt, hat ein Schreiben an den Rat der Lutherischen Kirche gerichtet, worin sie vermißt, daß der Rat sich an die Erklärung der auch von Bayern beschickten Barmer Synode binde und treu zu den Brüdern in den angefochtenen Kirchengebieten stehe. Die lutherische Kirche werde auch dann zerstört, wenn „man glaubt, die Bewahrung oder Wiederherstellung des formalen Bekenntnisstandes verbürge das geistliche Leben der Kirche und mache es überflüssig, sich weiterhin um das geistliche Anliegen der Kirche zu bemühen" (RefKZ 31, AELKZ 33). Diese Erklärung beweist, daß die Dahlemer Richtung auch im lutherischen Bayern starken Anhang hat.

In Anhalt sind die Bemühungen des RKA um eine friedliche Vereinbarung zwischen BK und DC vorläufig gescheitert; der Bruderrat der BK plant eine Bekenntnissynode einzuberufen und das Kirchenregiment selbst zu übernehmen und hat dies dem Vorsitzenden des RKA mitgeteilt.

In Oldenburg ist der Zwiespalt zwischen der Kirchenbehörde und der lutherischen BK noch nicht gehoben. Der OKR teilt mit, daß er in Zukunft Zuschriften der Leitung der BK-Synode nicht mehr beantworten werde. RfKZ 31.

Im Hamburger Stadtgebiet kommen durchschnittlich 8305 Seelen auf einen Pfarrer, weniger als in Berlin.

Dtsch Pfarrerbl 31.

Katholische Kirche

Dem Deutschen Caritasverband ist die Arbeitsvermittlung für vollarbeitseinsatzfähige Personen verboten worden. FZ 2. 8.

Andere religiöse und weltanschauliche Vereinigungen

Die Pilgermission St. Chrischona hat zur Entlastung des Direktors Fr. Veiel für Ostpreußen, Süddeutschland und die Schweiz je einen Inspektor bestellt. Im Verbande stehen 223 Brüder und 23 Schwestern, davon in Deutschland 132 und 7, Schweiz 68 und 8, Elsaß 9 und 2, weitere in Danzig, Litauen, Südslawien usw. ED 31.

Das freikirchliche Diakonissenwerk zählt 877 Diakonissen, außerdem 77 Schwestern in der Gemeinde und 268 in der Privatpflege, 18 Krankenhäuser, Erholungshäuser usf. ED 31.

Innerhalb des englischen Methodismus ist eine bis jetzt noch kleine, aber sehr tätige Sakramentalgemeinschaft Methodist Sacramental Fellowship entstanden, die zurück zu Wesleys Abendmahlslehre führen will. ED 30.

Vom Sondergericht Mannheim wurden 6 Ernste Bibelforscher wegen Verbreitung von Bibeln und Propagandaschriften zu 4—10 Monaten Gefängnis verurteilt. FZ 30. 7.

Das Kampfblatt der Dinterschen „Deutschen Volkskirche", „Die religiöse Revolution", ist auf 3 Monate verboten worden. ED 31.

Europäisches Ausland

Bei den Kirchenwahlen in Basel verloren die Positiven in der Synode 10, in den Kirchenvorständen der Gemeinden 2 Vertreter. Pr Bl 31.

Die Verwaltung der Schweizerischen Bundesbahnen hat Weisung erteilt, die Programme der Sonntags-Gesellschaftsfahrten so zu gestalten, daß die Teilnehmer Gelegenheit zum Kirchenbesuch finden. Dtsch Pfarrerbl 31.

Die protestantischen Kirchen und Gruppen in Frankreich zählen 777000, davon die lutherische Kirche im Elsaß 241300, im übrigen Frankreich 80000, evangelisch-reformierte Kirche 200000, reformierte Kirche 110000, reformierte Kirche in Elsaß-Lothringen 35000, Société centrale évangelique 20000 evangelische Volksmission 10000, Freie evangelische Kirche 11000 Mitglieder. RfKZ 30.

Der Erzbischof von York hat enge Zusammenarbeit von Ärzten und Pfarrern ins Leben gerufen, die der psychotherapeutischen Betreuung der Bevölkerung dienen soll. FZ 30. 7.

Der Bischof von Chichester hat ein Gemeindeglied, das den Eltern die erbetene Unterstützung versagte, vom Abendmahl ausgeschlossen. ED 30.

Gegen 6 Pfarrer der Deutschen evangelischen Kirche in Siebenbürgen wurde das Disziplinarverfahren eingeleitet wegen scharfer Proteste gegen den Beschluß

des Landeskonsistoriums, der die Teilnahme von Angestellten der Kirche und Schule an politischen Kämpfen verbietet. JK 15.

Die Gottlosenzentrale in Sowjetrußland will einen atheistischen Rundfunksender errichten, für den 4,3 Millionen Rubel gesammelt werden. ED 30.

Andere Erdteile

In Mandschukuo hat die Regierung die offizielle Konfuziusverehrung eingeführt und damit die Christen in schwere Konflikte gebracht, ähnlich wie sie in Japan und Korea gegenüber dem Staatsschinto bestehen. Rf Schw Zt 30.

In Abessinien arbeiten bisher 9 protestantische Missionsgesellschaften, Amerikaner, Schweden, Engländer und Deutsche, mit 150 Arbeitskräften. NaM 8.

Die Sudan-Inlandmission in Addis Abeba hat vom Vizekönig die Erlaubnis zur Fortführung des Missionswerks erhalten; auch die Arbeit der Hermannsburger Mission soll fortgeführt werden. ED 31.

Die Kurie errichtet in Abessinien 12 apostolische Vikariate; für alle leitenden Stellen ist die Genehmigung des Vizekönigs erforderlich. Während einer Übergangszeit wird für die protestantische Mission Raum bleiben, grundsätzlich aber sollen alle Missionare Italiener sein. ED 30.

Von Personen

Ernannt: Lic. Söhngen zum Oberkonsistorialrat im Hauptamt im Berliner Oberkirchenrat, Prälat und Geistlicher Rat D. Johannes Baptista Dietz zum Koadjutor der Diözese Fulda mit dem Recht der Nachfolge auf dem bischöflichen Stuhl, Propst Eckert zum Propst an Nikolai und Marien, Konsistorialrat W. Hoff zum Propst und Pfarrer an Petri in Berlin, unter Ausscheiden aus ihren Ämtern beim Konsistorium für Brandenburg. Vizepräsident Dr. Kinder kommissarisch zum Präsidenten des Landeskirchenamts in Kiel, Pastor Halfmann, Hilfsarbeiter im Landeskirchenamt daselbst, kommissarisch zum Oberkonsistorialrat. Versetzt: Propst Lörzer, Berlin, als Oberkonsistorialrat nach Magdeburg. In den Ruhestand: Oberkonsistorialrat R. Fehle, Magdeburg. Gestorben: Professor der Philosophie Heinrich Rickert, Heidelberg, Professor der Kirchengeschichte Georg Pfeilschifter, München, Metropolit Antonius, Karlowitz, das Haupt der russischen Kirche außerhalb Rußlands, Professor D. Otto Richter, früher Kantor der Kreuzkirche, Dresden, Professor Hermann Guthe in Leipzig.

Verschiedenes

Guthe †. Seit 1877 in Leipzig lehrend, also in jungen Jahren dort noch Harnacks Kollege, hat er fast ein halbes Jahrhundert hindurch auf zahlreiche sächsische und andere junge Theologen stärker gewirkt als viele andere Professoren. Die lange Zeit hindurch in ihrer Mehrheit konservativ-lutherisch gesinnte Fakultät war kritischer Betrachtung des Alten Testaments, wie er sie übte, abgeneigt. Nicht nur dies, daß er so eine notwendige Ergänzung zu ihr, in manchem Sinne ein Gegengewicht bot, sondern zugleich seine außerordentliche Lehrgabe und sein warmes persönliches Interesse an seinen Schülern verschafften ihm ein Echo tiefer Dankbarkeit. Er hat verboten, daß an seinem Grabe von seiner Berufsarbeit gesprochen werde, aber in der Wissenschaft wird, was er für die Erforschung des Landes geleistet hat, in dem Jesus lebte, noch lange unvergessen bleiben.

Vor zwanzig Jahren. Unser Gang führte uns zum ersten Male in den Vogelsberg. Die Landschaft und was wir darin erfuhren und erlebten, erregte uns auf eine besondere Weise. Wir suchten nach einem Ausklang und fanden ihn in einem Büchlein, das wir plötzlich aufgriffen, einem vergessenen und nun doch eben nicht vergessenen. Als wir durch das Dorf Lißberg fuhren, fiel es uns ein. „Das Dorf auf dem Hügel" ist es betitelt. „Wie es den Krieg erlebte." Der junge Ortspfarrer hat es sich nach zwei Kriegsjahren von der Seele geschrieben. So führt es hinein in die Kriegsmitte, ihr Erschrecken, Glauben, Hoffen und Leiden. Ob man sonst Kriegsgeschichten mag oder nicht, das Ergreifende hier ist das Gemeinsame des Erlebens und der Reaktion, der Antwort darauf — die deutsche Dorfgemeinde. Der Ort zählte damals 350 Seelen. Der Verfasser kann nicht anders, als aus seinem tiefen Mitempfinden und Verstehen davon erzählen. Es ist etwas Gewagtes und zugleich Anspruchsloses, Schlichtes, Unmittelbares in seinen Aufzeichnungen. Und ihm zuzuhören, wurde uns zu einer heilsamen Erinnerung. Das Büchlein, 117 S. lang, ist erschienen 1916 bei Eugen Salzer in Heilbronn, zu haben für 1.— M. (2. Aufl. 1917). Verfasser: der in engerem Kreise wohlbekannte Pfarrer Lic. Otto Herpel, früh gestorben als Pfarrer in Offenbach a. M. R

Hilfe für das Gustav-Adolf-Werk. Der Reichsminister des Innern hat dem Evangelischen Verein der Gustav-Adolf-Stiftung unter dem 4. August die Erlaubnis zur Veröffentlichung von Aufrufen zugunsten seines Werkes in Zeitschriften der evangelischen Kirche erteilt. Der Zentralvorstand des Vereins ruft daher die ganze evangelische Christenheit deutscher Nation auf, dem unerläßlichen Glaubens- und Liebeswerk der Diasporahilfe die alte Liebe zu bewähren und die erforderlichen Mittel zur Verfügung zu stellen. Die Not der Diaspora ist größer als je. Von allen Seiten kommen Hilferufe. Ganz besonders herzandringend kommen sie gegenwärtig aus Galizien, wo nicht nur die bekannten deutschen Kinderrettungsanstalten des Superintendenten D. Zödler in Stanislau mit ihren über 400 Insassen, sondern auch die fast 100 deutschen Kirchenschulen und die zahlreichen Pfarrgemeinden durch das Ausbleiben der Gustav-Adolf-Hilfe auf äußerste gefährdet sind. Es wird gebeten, Gaben für Galizien und überhaupt für das gesamte Gustav-Adolf-Werk reichlich zu spenden, um den durch das Verbot von Sammlungen entstandenen Schaden auszugleichen. Jeder Zweig-, Frauen- und Hauptverein nimmt Gaben entgegen. Jedes evangelische Pfarramt leitet sie an diese Vereine weiter. Das Postscheckkonto des Zentralvorstandes ist Leipzig 3830.

Außerdem hat der Reichsminister dem Gustav-Adolf-Werk die Genehmigung zur öffentlichen Werbung von Mitgliedern erteilt. Es dürfen alle Personen, die früher den Verein regelmäßig geldlich unterstützten, jetzt aufgefordert werden, die Mitgliedschaft zu erwerben. Nach der Satzung bestimmt jedes Mitglied die Höhe seines Beitrages selbst. Alle Freunde des Gustav-Adolf-Werkes werden gebeten, von dieser Erlaubnis umfangreich Gebrauch zu machen. Es gilt jetzt sofort zu handeln, um die kurze Frist bis zu Beginn des Winterhilfswerkes auszunutzen. Listen für die Mitgliederwerbung, Werbeschriften, Mitgliedskarten usw. sind von der Zentralkanzlei, Leipzig C 1, Hindenburgstr. 4, zu beziehen.

Versammlungskalender

24.—28. August Allianzkonferenz Blankenburg Thür.
28. August—1. September Gustav-Adolf-Verein Kassel.
21.—23. Sept. Protestantischer Weltverband Podebrady (Tschechoslowakei).
20.—22. Sept. Martin-Luther-Bund Bückeburg.
27.—19. Sept. Jahresversammlung der Ostasienmission Aarau-Schönenwerd (Schweiz).
11. Oktober 50 Jahr-Feier des Evangelischen Bundes Erfurt.

Die nächste Nummer erscheint am 5. September 1936.

Schriftleiter: Prof. D. H. Mulert
Leipzig-Markkleeberg-West, Hindenburgstr. 34
Fernspr. Leipzig 363 98

Am 11. August, abends, verschied sanft infolge eines Schlaganfalles mein lieber, treuer Bruder, der

Universitätsprofessor i. R.

Hermann Guthe

Dr. theol. et phil. h. c.

Ps. 92, 13–16

In tiefer Trauer

Leipzig, Kochstraße 124

Therese Guthe

Druck der Offizin Haag-Drugulin in Leipzig

Deutsche Mystik!
Theologia Deutsch

Mit einer Einleitung
„Über die Lehre von der Vergottung
in der dominikanischen Mystik"

Herausgegeben von

Gottlob Siedel

Statt RM 7.– nur noch RM 4.–

„Eine lesenswerte historische Untersuchung über das berühmte Buch... kann allen, die eine Einführung in die deutsche Mystik des Mittelalters suchen, bestens empfohlen werden." Theologisches Literatur-Blatt

„Eine ungemein sorgfältige, feingeistige Arbeit. Die eigentliche Arbeit liegt in der Darstellung der Strömungen der mittelalterlichen Mystik nach der lehrhaft-theologischen und der praktisch-religiösen Seite und in einer Analyse des Inhalts und des Aufbaues der „Theologia Deutsch." Zeitschr. f. Missionskunde u. Religionswissenschaft

„Frisch und lebendig, mit schlichter Anschaulichkeit und sogar gelegentlich mit einem humorvollen Lächeln behandelt.... jeder gebildete fromme Mensch wird das Buch mit Interesse, ja teils mit Andacht, teils mit Vergnügen lesen." Protestantenblatt

Leopold Klotz Verlag / Gotha

Weißes und schwarzes Südafrika
heute und morgen

Von ERNST RIPPMANN

Koloniale Rundschau:

„Mit journalistischer Lebhaftigkeit, mit dem Temperament eines überzeugten Aktivisten und mit christlichem Ernst geschrieben, liest sich spannend wie ein guter Roman. Gewährt einen lebensnahen Eindruck der sozialpolitischen Verhältnisse der Union."

Wirtschaftsdienst des Hamburger Welt-Wirtschafts-Archivs:

„Ein interessanter Beitrag zu einem der aktuellsten Themen, die den dunklen Erdteil beherrschen . . . Liefert zu dem Problem Weiß und Schwarz eine gute Ergänzung . . . bietet neue Anregungen . . . Hinzu kommt, daß der Verfasser es versteht, Einzelheiten und Kleinigkeiten in den größeren Rahmen einzureihen und somit das Bild abzurunden."

Mit 31 Bildern

Steif broschiert RM 3.50, Leinen RM 4.50

Leopold Klotz Verlag / Gotha

Zum 75. Geburtstag Prof. D. Dr. E. Dennert erscheint soeben:

Auferstehung!

Kann ein Deutscher heute noch an die Auferstehung Christi glauben?

Von

Prof. D. Dr. E. Dennert

1936. 52 Seiten. RM 1.–

Inhalt: I. Positives Christentum und die Auferstehung Christi. II. Die Auferstehung Christi und das vernünftige Denken. III. Der Deutsche und der Auferstehungsglaube.

Der bekannte Biologe für die Auferstehung Christi!

Nicht theologisch, sondern mit überraschenden, auch naturwissenschaftlichen Gründen – und als Deutscher angesichts des altgermanischen Auferstehungsglaubens.

Die Haltung des Predigers
Eine theologische Betrachtung

von

Lic. theol. Hans Nordmann
Studiendirektor des Predigerseminars in Stettin

1936. 23 Seiten. RM –.60

Eine lutherische Anleitung zur Selbstbesinnung des Predigers. Durch echte Theologie zur Erfüllung echter Gegenwartsaufgaben!

A. Deichertsche Verlagsbuchhandlung
Leipzig C 1

Die Kirche vor ihrer Jugend

Die Theologie des Kleinen Katechismus

Von Oskar Ziegner

Eine praktische Handreichung für Pfarrer und Religionslehrer. 87 Seiten. RM 2.–

Es handelt sich darum, dem Erwachsenen und auch unserer Jugend zu sagen, worum es in der Kirche überhaupt geht, nämlich einzig und allein um das Evangelium. Dies muß recht verkündet werden. Leider ist es zur allgemeinen Voraussetzung geworden, daß man wüßte, was das Evangelium ist. Entgegen dieser bedenklichen Meinung sollen die Ausführungen dieser Schrift zeigen, daß niemand das Rechte vollbringen kann, wenn er sich nicht auf das eingehendste theologisch mit dem betreffenden Katechismusstück befaßt hat.

Das vorliegende Buch unterscheidet sich von den bisherigen Büchern zum Katechismusunterricht dadurch, daß es den dort zutage tretenden Mangel an theologischer Besinnung zum Anlaß genommen hat, um zu zeigen, daß niemand den Katechismus unterrichten kann, der nicht theologisch herausgearbeitet hat, welche Aufgabe er Stück für Stück zu lösen hat. Mag es heute unpopulär in der Kirche geworden sein, als erstes Theologie zu verlangen, – ohne Theologie wird alle Arbeit der Kirche schon im Grundsätzlichen irregehen.

Bezug durch jede Buchhandlung

Verlag Moritz Diesterweg
Frankfurt am Main

Die geistesgeschichtliche Situation des Protestantismus!

Entbürgerlichung des Protestantismus?

von

Dr. Heinrich Adolph

Professor an der Universität Gießen

Preis zwei Mark

„Kann allen, die sich um eine geistige Durchdringung der heutigen Lage des Protestantismus bemühen, wertvolle Dienste leisten." Kölnische Zeitung

„Ein Ruf zur Besinnung auf das Wesentliche und die eigene Kraft im Protestantismus." Hamburger Nachrichten

„Eine in ihrem sachlichen Material äußerst aufschlußreiche Schrift ... es ist die Schicksalsfrage des Protestantismus." Märk. Volks-Zeitung

„Der Prozeß wird vom Verfasser in seiner geschichtlichen Entwicklung außerordentlich interessant dargestellt. Dabei geht er von der Überzeugung aus, daß eine radikale Absage an die Verbürgerlichung des letzten Jahrhunderts absolute Notwendigkeit sei, damit der Protestantismus seine geschichtliche Sendung erfüllen könne und nicht nur Episode in der Geschichte des Christentums sei." Reformiertes Kirchenblatt

„Darlegungen, die uns in ihrer vorbildlichen Nüchternheit und Klarheit auch da etwas zu geben vermochten, wo wir Widerspruch anzumelden haben oder zu anderen Urteilen und Schlüssen kommen. Uns imponiert auch die Unerschrockenheit und der Mut, mit dem hier vieles klipp und klar gesagt wird, was man sonst im deutschen Protestantismus gern unter dem Pathos großer Worte und mit Hilfe überheblicher Gesten zu begraben pflegt. Mutiges Christentum

LEOPOLD KLOTZ VERLAG · GOTHA

Ein wirklich ungewöhnliches Buch
nennt der Stettiner General-Anzeiger

E. J. SALISBURY

Der lebende Garten

Das Wie und Warum der Gartenpflege

Übersetzt von Rudolf Nutt

Mit 16 Bildern auf Kunstdrucktafeln

In Leinen RM 6.–

Für den Berufsgärtner wie für den Gartenliebhaber ist es ein köstlicher Genuß, mit Salisbury einen Gang durch den Garten zu machen und in unterhaltender Weise einen tiefen Einblick in die unendlich verwickelten Lebensbeziehungen der Pflanzen zu erhalten. Der Leser erfährt so viel Neues und Wichtiges, daß er das Buch nicht nur einmal lesen, sondern immer wieder zur Hand nehmen wird. Neuartig in der Form und neue Erkenntnisse in vielen Einzelheiten bietend, ist das Werk von Professor Salisbury eine erschöpfende Darstellung des Lebens im Garten. Ein Gartenbuch, wie wir es noch nicht besaßen, gleich wertvoll für den Gartenfreund wie für den Berufsgärtner. Essener Anzeiger

In allen Buchhandlungen erhältlich

Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart

Soeben erschien:

Der Nomos Chinas und das Evangelium

Eine Untersuchung über die Bedeutung von Rasse und Volkstum für die missionarische Verkündigung in China

Von Missionsinspektor
Dr. theol. GERHARD ROSENKRANZ, Heidelberg

XII, 196 Seiten. 8°. Preis geheftet RM 9.80; in Subskription 8.80

Missionswissenschaftliche Forschungen, 10. Heft

Die Spannung zwischen Volksnomos und Evangelium ist für die Mission zu allen Zeiten ein zentrales Problem gewesen, um das sie immer wieder gerungen hat. Die Begegnung dieser beiden Formkräfte des Menschen und die Folgerungen, die sich daraus für die missionarische Verkündigung ergeben, werden in der vorliegenden Arbeit religionsgeschichtlich und theologisch-systematisch an dem besonders eindrucksvollen Beispiel des chinesischen Nomos untersucht und geklärt. Über dieses Missionsproblem hinaus gewinnt die Darstellung eine wesentliche Gegenwartsbeziehung. Die Bedeutung von Rasse und Volkstum für die Verkündigung des Evangeliums, die die Mission seit Jahrzehnten beschäftigte, ist in den letzten Jahren in die deutsche evangelische Kirche selbst eingedrungen und fordert von jedem einzelnen eine Entscheidung.

Vom gleichen Verfasser erschien früher:

Der Heilige in den chinesischen Klassikern

Eine Untersuchung über die Erlöser – Erwartung im Konfuzianismus und Taoismus.

VII, 188 Seiten. 8°. 1935. Preis geh. RM 9.80; in Subskription 8.80

Missionswissenschaftliche Forschungen, 9. Heft

Verzeichnis der Missionswissenschaftlichen Forschungen (P. 1000) steht zur Verfügung

Verlag der J. C. Hinrichs'schen Buchhandlung in Leipzig C 1